

Karl-Heinz Ohlig

## Das primatiale Duumvirat

Kardinal Ratzinger wird zu einer Dauerbelastung

Der Rücktritt von Benedikt XVI. wurde allseits begrüßt, vor allem, weil er eine wohl auch für die Zukunft positive Aufhebung der starren Lebenszeitregel für das Papsttum gebracht hat.

Allerdings war der Rücktritt, wie sich immer mehr zeigt, nur ein halber Schritt. Weil mit dem Papstamt keine Weihe verbunden ist, müsste der ehemalige Papst im Grunde als pensionierter Kardinal oder Bischof betrachtet werden. Aber so kam es nicht: Benedikt nennt sich – wohl in Analogie zur deutschen Hochschulpraxis – emeritierter Papst, womit doch noch eine Reihe von Eingriffsmöglichkeiten angezeigt werden soll. Konsequenter trägt er die weiße Papstgewandung, lässt sich mit „Eure Heiligkeit“ anreden, wohnt in einem Kloster innerhalb des Vatikans und erscheint in der Öffentlichkeit somit als eine päpstliche Figur. Optimistisch stimmte, dass er erklärte, sich von jetzt an nur noch der Meditation und dem Gebet zu widmen, also in Kirchenangelegenheiten zu schweigen.

Aber daran hält er sich leider nicht. Schon öfters hat er doch wieder interveniert, immer in einem reaktionären Sinn – und damit die Amtsausübung seines Nachfolgers Franziskus gestört. So auch jetzt wieder: Er schrieb eine 19-seitige Stellungnahme zum Missbrauch in der Kirche und betrieb selbst deren Publikation im bayerischen Klerusblatt. Nun könnte man meinen, zu diesem Thema hätte er nur erklären können, dass der Missbrauch eine üble Sache für die Kirche ist und unbedingt abgestellt werden müsse. Aber das sagte er nicht, vielmehr versuchte er, die Schuld für diese erschreckend weit verbreitete kriminelle Praxis bei anderen zu suchen. In den Sinn kam ihm dabei die deutsche 68-er Bewegung, unter der er als Professor einiges zu leiden hatte. Diese habe mit ihrer sexuellen Libertinage die anscheinend bis dahin lupenreine Praxis in der Kirche aufgeweicht und sei somit schuld an den dann folgen-

den Missständen. Über soviel Naivität und verquere Argumentation kann man nur staunen: Wie soll man dann den massiven Missbrauch in der Kirche auch in der Zeit vor 68 erklären? Und inwiefern hat die – im weltweiten Maßstab doch recht regionale – deutsche 68er Bewegung den kirchlichen Missbrauch in aller Welt bewirkt, der ja, wie sich immer mehr zeigt, erschreckende Ausmaße hat – in Asien, Afrika, Australien, Ozeanien und Amerika? Abgesehen davon, dass angeblich auch der Staat (welcher?) durch seine schulische Sexualerziehung die libertinären Tendenzen fördert, wird diese absurde Argumentation von Ratzinger noch um ein weiteres Motiv ergänzt: der (mir unbekannt) totale Zusammenbruch in der katholischen Moraltheologie, der zu einer Verwischung von Gut und Böse geführt habe, wie z.B. in der „Kölner Erklärung“ (die auch von mir ahnungslos unterschrieben wurde) sichtbar wurde. Wird auf diese Weise, wie er schreibt, die Kirche wieder „als Licht unter den Völkern“ wahrgenommen?

Der emeritierte Papst sollte besser schweigen. Seine Erklärung entlarvt ihn als intellektuell sehr dürftig, was zwar auch schon für große Teile seiner früheren Theologie, die auf Grund ihrer gefälligen Formulierung weithin und fälschlich Bewunderung weckt, ebenso gilt. Jetzt ist es offensichtlich. Und er behindert die Versuche von Papst Franziskus, mit den Problemen irgendwie fertig zu werden, so schwierig das auch sein mag. Ratzinger sollte sich in einem Kardinal- oder Bischofsornat in ein Kloster seiner bayerischen Heimat zurückziehen, um der von ihm geliebten Kirche ein Verdienst zu erweisen.

\*\*\*

### *Vorwort der Redaktion*

*Der folgende Beitrag von Rudolf Uertz zur „Theologischen Ethik“ von Wilhelm Korff hat durch die „Analyse“ des ehemaligen Papstes Benedikt zur gegenwärtigen Kirchen- und Missbrauchskrise an Aktualität gewonnen. Bereits 1980 kritisierte Joseph Ratzinger als Erzbischof von München und Freising Wilhelm Korffs „autonome Moral“ – ein Vorwurf, den er in seinem Aufsatz vom 14.4.2019 auch gegenüber den Moraltheologen Bruno Schüller und Franz*

*Böckle erhebt (vgl. den Beitrag von Magnus Striet in diesem Heft). Deren Eintreten für eine verantwortungsbewusste Gewissensentscheidung in sexual- und beziehungs-ethischen Fragen wähnt Benedikt in diametralem Gegensatz zur kirchlich-heteronomen Moraldoktrin. Das vom Glauben und dem Lehramt der Kirche losgelöste individuelle Gewissen versteht Benedikt als Ausfluss einer Libertinage infolge der „68-er Revolution“. Diese habe ihrerseits zu sexuellen Freiheiten bis hin zur Pädophilie geführt. Die persönliche Verantwortung krimineller Kleriker für ihre Taten sowie der Bischöfe für ihren Umgang mit Tätern und Opfern ignoriert der frühere Erzbischof und Papst.*

Rudolf Uertz

## Der Dekalog. Seine theologischen und philosophischen Dimensionen und seine Rezeptionsgeschichte.

Zur Theologischen Ethik von Wilhelm Korff

„Der Glaube wird ... in elementarer und zugleich ganz schlichter Weise eine gewaltige Hilfe und ein gewaltiger Stimulans für unser Leben und Überleben in und mit dieser Welt.

*Eben das aber schließt zugleich auch ein Letztes ein: Dass es irdische Glückserfahrung gibt, macht den Glauben an eine ewige Glückserfahrung erst glaubwürdig. Damit erst öffnet sich die Tür zu der Überzeugung, dass die Schöpfung letztlich in Gott aufgehoben ist: Gott will die Welt und steht für ihren Sinn ein. Die Welt hängt nicht im Leeren. Die Schöpfung hat Gott im Rücken und vor sich. Wir arbeiten nicht im Nichts!<sup>1a</sup>*

Wilhelm Korff

<sup>1</sup> Wilhelm Korff: *Schlussgedanken*, in: *Christliche Sozialethik – Architektur einer jungen Disziplin*. Akademischer Festakt zum 85. Geburtstag von Wilhelm Korff, hg. von Markus Vogt (Reihe LMU-Universum, Bd. 12), München 2012, S. 56. – Zum Ganzen vgl. *Gliederungssysteme angewandter*

## Erläuterungen zur Problemstellung

Die Fragen nach der theologischen Grundlegung der Ethik sowie der Bedeutung von Glauben und sittlichem Handeln des Menschen bewegt die Theologie von ihren biblischen Grundlagen an. Bis in die Gegenwart reichen die Bemühungen, für das sittliche Handeln des Menschen in Familie, Gesellschaft und Kultur Antworten aus biblisch-religiösen Quellen zu erhalten. Dabei hat *der Dekalog* über den theologisch-kirchlichen Bereich hinaus Eingang in die profane Literatur, Kunst und Kultur gefunden.<sup>2</sup> Höchst unterschiedlich sind seine Rezeptionsweisen. So wurden die *Zehn Gebote* als Ausfluss religiöser Moral vielfach „mit kirchlich-pädagogischem Zwang, lebensferner Lehre und moralisierender Frömmigkeit“<sup>3</sup> assoziiert. Aber auch in weniger religiösen Kreisen finden die *Zehn Gebote* Beachtung, zumal sie bereits zu biblischen Zeiten als der Vernunft zugängliche Moralnormen Geltung beanspruchen konnten.<sup>4</sup> Das heißt: Der Dekalog wurde weder im Judentum noch im frühen Christentum als exklusiv religiöse Normbegründung angesehen.<sup>5</sup> Nicht zuletzt enthält er auch weltethische Weisungen.

Entsprechend der Vielfalt historischer Kontexte gibt es eine Vielzahl von Antwortversuchen auf die Fragen, die sich mit den verschiedenen Rezeptionsweisen des Dekalogs im religiösen wie im profanen Bereich ergeben. Welche Bedeutung der Dekalogfrage jeweils zukommt zeigt sich daran, dass diese über 3.000 Jahre alte Frage – eben in immer wieder neuen Kontexten – uns auch heute noch beschäftigt. Überraschend ist es

*Ethik. Ein Handbuch. Nach einem Projekt von Wilhelm Korff. Hg. von Wilhelm Korff/Markus Vogt, Freiburg i. Br. 2016.*

<sup>2</sup> Vgl. Hans Joas (Hg.): *Die Zehn Gebote. Ein widersprüchliches Erbe?* (Schriften des Deutschen Hygiene Museums Dresden, Bd. 5), Köln 2006 S. 11 ff.

<sup>3</sup> Hermann Deuser: *Die Zehn Gebote. Kleine Einführung in die theologische Ethik*, Stuttgart 2005, S. 9; vgl. Werner H. Schmidt: *Die Zehn Gebote im Rahmen alttestamentlicher Ethik*, Darmstadt 1993, S. 25 ff.; Matthias Köckert: *Die Zehn Gebote*, München 2007; Roland Kany: *Die Rezeption des Dekalogs von der Patristik bis zum 12. Jahrhundert*, in: Korff/Vogt: *Gliederungssysteme* (siehe Anm. 1), S. 173–197.

<sup>4</sup> Vgl. H. Joas: *Die Zehn Gebote* (siehe Anm. 2), S. 11ff.

<sup>5</sup> Vgl. Otto Kuss: *Die Heiden und die Werke des Gesetzes (nach Röm 2, 14–16)*, in: *Auslegung und Verkündigung I*, Regensburg 1963, S. 213–245 (online verfügbar).

daher nicht, dass sich bei den Rezeptionen des Dekalogs spezifische Ambivalenzen und Divergenzen zeigen, hervorgerufen durch das Spektrum seiner Interpretationen und die Vieldeutigkeit der Interpretationen.

## Die Neuentdeckung des Dekalogs als Grundlage theologischer Ethik

Die theologische Ethik als wissenschaftliche Disziplin stand mit der Inkorporierung der säkularen Menschenrechte in die lehramtliche Sozialethik durch die Sozialenzyklika Johannes' XXIII. (*Pacem in terris*, 1963)<sup>6</sup> und der Erklärung des Konzils über die Religionsfreiheit (*Dignitatis humanae*, 1965)<sup>7</sup> vor einem Neuanfang. Wilhelm Korff zählt mit Alfons Auer, Bruno Schüller, Franz Böckle und anderen zu den Theologen, die früh erkannten, dass das Konzil mit der Anerkennung der Religionsfreiheit, das heißt dem Übergang vom „Recht der Wahrheit zum Recht der Person“, einen Paradigmenwechsel vollzogen hat. Dieser Übergang zum Menschenrecht hat eine „epochenmachende Bedeutung“. Er hat „Folgen über die Anerkennung der Religionsfreiheit hinaus, er bedeutet einen Umbau des gesamten Grundgerüsts, insbesondere die Anerkennung der Unterschiedenheit von Recht und Moral und des Freiheitsgrundes von Recht und Staat“.<sup>8</sup> Die epochenmachende Bedeutung liegt in der unumwundenen Anerkennung des Menschen und seiner Würde als moralisches Subjekt. Nichts anderes aber besagt der Begriff der *autonomen Moral*, die Korff wie auch Auer als *theonome Autonomie* bezeichnen.<sup>9</sup>

Alfons Auer bemühte sich vor allem um die *theologische Begründung* seiner autonomen Moral, während Korff in seiner *Theologischen Ethik* (1975) vor allem bestrebt

ist, sein Konzept der autonomen Moral in Anlehnung an die politische Ethik, die profanen Sozialwissenschaften und die *Sozialphilosophie* anzugleichen. Er geht davon aus, dass die Sozialethik und ihre Teilgebiete der politischen und der Rechtsethik auf der Menschenrechtsethik basieren.

Korffs Kernsatz lautet: „Die Moral ist ein Kunstprodukt der menschlichen Vernunft, erdacht und durchgesetzt von Menschen für Menschen. Diese ihre Herkunft teilt sie mit allen anderen Hervorbringungen des Menschen: mit der Sprache, von der niemand behaupten würde, sie sei ein „unmittelbares Naturgewächs, mit den Deutungen und Theorien über unsere Welt und ihren Sinn, und schließlich mit den technischen Gestaltungen (...). Dabei wird nicht bestritten, dass dies alles seine naturalen Voraussetzungen, Bedingtheiten, Notwendigkeiten und Unbeliebigkeiten hat. Aber sie sind Produkt des Menschen. Sie sind samt und sonders Artefakte. Das gilt auch für die Moral.“<sup>10</sup>

## Der Dekalog und die Verantwortung des Menschen vor Gott

Erst mit der Entdeckung der Person,<sup>11</sup> ihrem Selbststand und ihrer Verantwortungsfähigkeit wird letztlich die Vorstellung von strukturellen Ordnungsgestaltungen möglich, die die Würde und mithin die Grundrechte des Menschen zum Ausgangs- und Zielpunkt allen politischen Handelns werden lassen. Als Schlüsselbegriff für den Aufbau einer theologischen Ethik bietet sich der Begriff der *Verantwortung* an (W. Korff).

Aufgrund des responsorischen Charakters des ethischen Anspruchs umfasst der *Verantwortungsbegriff* sowohl „das die klassi-

<sup>6</sup> Oswald von Nell-Breuning: *Soziallehre der Kirche. Erläuterungen der lehramtlichen Dokumente*, Wien 1983; vgl. den Kommentar (zu *Pacem in terris*) zur menschlichen Natur, Vernunft und freien Selbstbestimmung sowie zur Erkenntnis des natürlichen Sittengesetzes und den entsprechenden Aporien des kirchlichen Lehramts, S. 103 f.

<sup>7</sup> Vgl. Kommentar von Karl Rahner/Herbert Vorgrimler: *Kleines Konzilskompendium*, Freiburg i. Br. 1972 S. 655 ff.

<sup>8</sup> Ernst-Wolfgang Böckenförde: *So ist Autonomie nicht gemeint*, in: FAZ vom 25.04.2005.

<sup>9</sup> Vgl. Zur Kritik an der autonomen Moral vgl. Konrad Hilpert: *Die Theologische Ethik und der Autonomie-Anspruch*, in: Münchener Theologische Zeitschrift 28 (1977), S. 329 ff.

<sup>10</sup> W. Korff: *Theologische Ethik*, Freiburg i. Br. 1975, S. 14f. Zur Kritik an der autonomen Moral durch die Kardinäle Joseph Ratzinger und Joseph Höfner vgl. W. Korff: *Nachwort*, in: *Handbuch der christlichen Ethik*, Bd. 3: Wege ethischer Praxis, Hg. von Anselm Hertz/Wilhelm Korff/Trutz Rendtorff, Hermann Ringeling, Freiburg i. Br. 1982, S. 557–566.

<sup>11</sup> Vgl. Karl-Heinz Ohlig: *Christentum – Individuum – Kirche*, in: *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hg. von Richard van Dülmen, Köln 2001, S. 11–40; Stephan Ernst: *Der Ausbau der Tugendsysteme zu umfassenden Gliederungsschlüsseln angewandter Ethik im 12. Und 13. Jahrhundert*, in: Korff/Vogt: *Gliederungssysteme* (siehe Anm. 1), S. 356–434.

sche Kardinaltugend der Klugheit bestimmende *teleologische Element* der Bedingtheit des Sittlichen (...) als auch das dem neuzeitlichen Begriff der Pflicht inhärente *deontologische Moment* der Unbedingtheit sittlichen Sollens (Kant)“.<sup>12</sup>

### Der Verantwortungsbegriff als Schlüsselkategorie für die theologische und philosophische Ethik der Neuzeit

In seinen „Perspektiven der Ethik“ (1985)<sup>13</sup> konstatiert Korff, dass *naturrechtliche*, genuin philosophische Begründungsversuche, „die dem komplexen Struktur- aufbau der *natura humana* tatsächlich Rechnung tragen“ wollen, „eine eher verhaltene Dynamik“ entwickeln. „Was ihnen fehlt, ist der genuin geschichtstheologische Impuls“, das heißt „die mitreißende Kraft eines im Glauben und in der Hoffnung erkannten (...) Rekurs(es) auf die Dynamik des Geschichtshandelns Gottes“. Gleichwohl erkennt Korff das Problem, dass bei Entwürfen dieser Art, so etwa bei den „jüngeren ‚Politischen Theologien‘, (...) das spezifisch Christliche in den Raum der Privatheit abgedrängt zu werden droht“, ein Vorwurf, der auch für die klassische reformatorische Theologie mit ihrer „Zwei-Reiche-Lehre“ gilt.

Doch müsse die christliche Ethik respektive Sozialethik zur Kenntnis nehmen, dass sich das „Koinzidenzdenken von empirischer und metaphysischer Ordnungsbegründung (...) mit der durch die Reformation herbeigeführten Glaubensspaltung bis dahin fraglos ihre Geltung verloren habe. Der Staat aber, als Garant der *pax civilis*, ist bei „aller Naturnotwendigkeit keine Naturgegebenheit, sondern ein Produkt gesellschaftlicher Übereinkunft“ und zunehmender Pluralitäten und Divergenzen.

Korff reagiert hierauf mit dem Entwurf einer *sozialen Perichorese*. Diese bestimmt den Menschen als Antagonismus einer „ungeselligen Gesellschaft“, als „ein Zusammenwirken von ‚attraktiven‘ und ‚repulsiven‘ Kräften, von ‚Harmonie‘ und ‚Disharmonie‘, von Assoziation und Kon-

kurrenz“, womit die unabdingbaren medialen Vollzugsstrukturen des Sittlichen in Gesellschaft und Öffentlichkeit charakterisiert sind.<sup>14</sup>

Entsprechend habe die christliche Ethik bzw. Sozialethik zu konstatieren, dass die der Neuzeit und ihren politisch-sozialen Strukturen angemessene *Verantwortungsethik* nicht ohne weiteres als Idealethik angesehen werde, jedenfalls nicht in der Version von Max Weber.<sup>15</sup>

Das Defizitäre von Webers Verantwortungsethik liege darin begründet, dass sie die sittliche Vernunft menschlichen Handelns von der Realität abtrennt und ausschließlich aus einer einzigen idealen Zielgestalt zu bestimmen sucht. Dagegen macht Korff geltend, dass eine Verantwortungsethik, die diesen Namen verdient, neben dem „ethisch defizitären Formkreis des gesinnungsethischen Utopismus“ auch die weiteren „ethisch defizitären Formkreise des *Fatalismus*, des *Machiavellismus* und des *Legalismus*“ zu berücksichtigen habe. Über deren „jeweilige Transformation (sei) eine ethisch konstruktive Auslegung der menschlichen Handlungswirklichkeit“ zu prüfen.<sup>16</sup>

### Die Rezeption des Dekalogs im Handbuch „Gliederungssysteme angewandter Ethik“

Die überkommenen klassischen Gliederungssysteme angewandter Ethik haben jeweils zentrale handlungsrelevante ethische Begriffe zur Grundlage. Gemäß den Gliederungsgesichtspunkten sind es: die Gebotsethik (in Gestalt des Dekalogs), die Tugendethik (Kardinaltugenden) und die Pflichtethik (gemäß den Pflichtenkreisen Mensch-Mitmensch-Gott). Innerhalb des Gesamtfeldes der angewandten Ethik lässt sich jeder dieser drei Typen einer eigenen ethischen Systematik zuordnen.

Dabei geht es nicht primär darum, ein weiteres Stück Ethikgeschichte aufzuklären; vielmehr handelt es sich hierbei um eine -

<sup>12</sup> W. Korff: *Ethik II. und III*, in: *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 3, Freiburg i. Br. 2006, Sp.911–929.928.

<sup>13</sup> W. Korff: *Wie kann der Mensch glücken? Perspektiven der Ethik*, München 1985, S. 115 ff.

<sup>14</sup> W. Korff: *Perspektiven* (siehe Anm. 13), S. 109 ff.; vgl. auch W. Korff: *Norm und Sittlichkeit. Untersuchungen zur Logik der normativen Vernunft*, Freiburg i. Br. 21985, S. 97 f.

<sup>15</sup> M. Weber: *Politik als Beruf* (Berlin 1919). Vgl. Franz-Xaver Kaufmann: *Der Ruf nach Verantwortung. Risiko und Ethik in einer unüberschaubaren Welt*, Freiburg i. Br. 1992.

<sup>16</sup> W. Korff: *Perspektiven* (siehe Anm. 13), S. 25 ff.

genuin *hermeneutische Fragestellung*. Korff will zeigen, in welcher Form sich die Gliederungstypen Gebot, Tugend und Pflicht historisch entwickelt haben, wobei jeweils ihre Grundlagen und ihre Anwendung in den Blick zu nehmen sind. In besonders markanter Weise zeigt sich dies in der k.u.k-Monarchie Österreich im 18. Jahrhundert. Angesichts der zunehmenden religiösen und ethischen Pluralisierung Österreichs und der k. k. Erbländer sieht sich das Österreichische Kaiserhaus verpflichtet, der Vielfalt von Ethnien und Religionen im Lande Rechnung zu tragen und die öffentliche Moral den neuen Bedingungen und den entsprechenden Anforderungen des Landes anzupassen. Zu diesem Zweck wurden umfassende Universitäts-, Schul- und Kirchenreformen, die sogenannten Theresianisch-Josephischen Studienreformen eingeleitet, um eine bessere Bildung zu erwirken und liberalere Moralkodizes für den Umgang der verschiedenen Religionen, Ethnien und weltanschaulichen Gruppierungen in ihrem Miteinander zu fördern. Ein besonderes Aufgabenfeld kam dabei der Ausbildung des Welt- und Ordensklerus der Katholischen Kirche zu.

### Der Dekalog in der Kontroverse zwischen theologischer Tradition und Fortschritt

Gemäß der Anerkennung des katholischen Glaubens als Staatskirche kommen ihr traditionell besondere Privilegien zu, insofern sie an den Universitäten und Ordens(hoch)schulen, insbesondere in den Fächern Moraltheologie, Naturrechtslehre, Philosophie und Kirchenrecht, künftige Priester, Lehrer, Staatsbeamte und Juristen in Grundlagenfächern ausbilden – Fachgebieten, die insbesondere die Individual- und Sozialmoral und damit auch die Bereiche Gesellschaft, Religion, Kultur und Recht betreffen.

Faktisch bedeutete die Reform, dass die kirchliche Moraltheologie liberalisiert werden und einem Moralverständnis Rechnung tragen sollte, das vom Christen vor allem Toleranz im (öffentlichen) Umgang mit den Menschen anderer Religionen verlangte. Im moraltheologischen Teil seines *Entwurfs zur Einrichtung der theologischen Schulen in den k. k. Erbländen* (<sup>2</sup>1784), Wien 1782, geht der Benediktinerabt und

Kanonist Franz Stephan Rautenstrauch (1734–1785), Vorsitzender der Hofkommission in Kultusangelegenheiten, konsequent vom moralischen Subjekt aus, mit der Maßgabe, die Lehrbücher und Materialien für den Vorlesungsbetrieb insbesondere an den theologischen Fakultäten und Ordensschulen entsprechend zu konzipieren. Durch die reformierte Lehre und Lehrmethode sollen die Alumnen zum Selbststudium angeregt und zu geistlicher und moralisch-ethischer Selbständigkeit im Hinblick auf ihre späteren Tätigkeiten als Seelsorger und Religionslehrer hingeführt werden. Dazu sei die herkömmliche scholastische Morallehre mit ihrer verwickelten Bußlehre nicht geeignet, die mehr einem „Lasterkatalog“ als einer moraltheologischen Anleitung gleiche. Die Morallehre sei daher aus den dogmatisch-kanonistischen und bußtheologischen Verstrickungen herauszulösen und als eigenständige theologisch-ethische Disziplin zu etablieren.

Entsprechend unterscheidet Rautenstrauch zwischen natürlichen und übernatürlichen Elementen christlicher Moral sowie zwischen den jeweiligen Zuständigkeiten theologisch-offenbarungsmäßiger Gesetze und philosophisch-vernunftgeleiteten Normen im Hinblick auf ihre weltethische Probalität. Das wichtigste Motiv für den Moralisten sei das ethisch-moralische, neutestamentlich zu fundierende Motiv.

Es ist die „Liebe gegen Gott“, welche der Mensch zur Leitidee bzw. zum „Direktionsbegriff“ seines eigenen Handelns machen müsse. Statt den hohlen Formeln des Beichtspiegels zu folgen und sich „unfruchtbare Metaphysikationen mühsam einzuprägen“ sollten sich die Grundlagen christlicher Morallehre künftig am gesunden Menschenverstand, an den Wissenschaften sowie an den praktischen Erfahrungen orientieren.<sup>17</sup>

Leitend ist die Idee der Selbstverpflichtung des moralischen Subjekts, wobei der menschliche Verstand nicht als bloßes Ableseorgan einer vorgegebenen Ordnung

<sup>17</sup> Franz Stephan Rautenstrauch: *Entwurf zur Einrichtung der theologischen Schulen in den k. k. Erbländen* (<sup>2</sup>1784), Wien 1782, § 114, S. 88 f.; vgl. R. Uertz: *Der neuzeitliche Paradigmenwechsel zur Pflichtenkreistriade: Ablösungen und Gabelungen; Zur philosophisch-ethischen Grundlegung der neuzeitlichen Pflichtenkreislehre*, in: Korff/Vogt: *Gliederungssysteme*, (siehe Anm. 1), S. 489–515, 516–543; zu Rautenstrauch, S. 506–510.

fungiert, sondern vielmehr selbst Ursprung und Quelle der aufgegebenen Ordnung ist. Das habe zur Konsequenz, dass man von der moraltheologischen Methode, die Zehn Gebote als eine „Gesetzeslehre“ zu betrachten, abrücken müsse. Es sei daher mit natürlichen Ordnungsgrundsätzen unvereinbar, den „Dekalog als ein vollständiges Gesetzbuch der Christen“ anzusehen.<sup>18</sup>

Mit dieser Begründung sollten die bis dahin am Dekalog orientierten Normkategorien und Handlungsfelder der praktischen Ethik durch den *Ordo theologiae moralis* ersetzt werden.<sup>19</sup> Gemäß dem neuen theologischen Reformprogramm sollte künftig die Pflichtenkreislehre mit ihrer Einteilung der Pflichten gegenüber Gott, sich selbst und den Mitmenschen als Grundlage dienen. Die Pflichtenkreistrias, die detailliert entfaltet und durch den vierten Pflichtenkreis, die Standespflichten, ergänzt wird, führt mit der strukturierten Auflistung der standesethischen Tugenden bereits zu den verschiedenen bereichsspezifischen Ethiken.<sup>20</sup> In den öffentlichen Dialog um die theologische Studienreform griffen auch die „auf den Positionen der Gegenreformation beharrenden Kleriker(.)“ ein, die von Kardinal Christoph Anton Graf von Migazzi (1714–1803), Fürsterzbischof von Wien, angeführt wurde. In einer „Eingabe“ an das Kaiserhaus sowie in einem namenlosen Anhang an die deutsche Übersetzung des Romans von Jean-François Marmontel *Belisar* (Wien <sup>2</sup>1769), ein in Romanform

<sup>18</sup> Vgl. F. St. Rautenstrauch: *Entwurf* (siehe Anm. 17), § 115, S. 89 f.

<sup>19</sup> František Kopecký: *Moraltheologie im aufgeklärten thesesianisch-josephinischen Zeitalter. Sittliche Bildung und Ausgestaltung der Morallehre zum eigenständigen systematischen Lehrfach* (Habil.-Schr. Univ. Wien 1987), St. Ottilien 1990, S.170, Anm. 224, behauptet, Rautenstrauch habe das „Dekalogsystem[...] durch das Standespflichtensystem“ ersetzt. Dabei unterschlägt Kopecký die Einführung der Pflichtenkreistriade in Rautenstrauchs *Entwurf*, die eindeutig dem Standespflichtensystem voransteht. Vgl. *Entwurf* (1782), § 8, Pars III, S. 172–175, wo es heißt: I. De officiis erga Deum; II. De officiis erga se ipsum; III. De officiis erga proximum, IV. De officiis particularibus diversorum statuum).

<sup>20</sup> Vgl. Ludger Honnefelder: *Zur Frage nach übergreifenden Gliederungssystemen im modernen Ethikdiskurs: „Applied Ethics“ – „Bereichsethiken“ – „Verantwortung“*, in: Korff/Vogt: *Gliederungssysteme* (siehe Anm. 1), S. 642–667; L. Honnefelder: *Im Spannungsfeld von Ethik und Religion*, Berlin 2014.

gekleideter Traktat über Moral, Politik und Religion, kritisiert der Wiener Erzbischof die theologischen Reformpläne Rautenstrauchs auf das Entschiedenste.<sup>21</sup>

Kardinal Migazzi „opponierte mit den Jesuiten gegen die *Parthey* der Aufklärung“ innerhalb der Studienreformkommission und kritisierte die Pläne der Reformer. Diese ließen „Kellnern, Ladendienern, Handwerkern, Kammerjungfrauen, Mägden usw. die Freiheit, jene Religion sich zuzueignen, die ihre Sinnlichkeit am meisten nährt, befördert und rechtfertigt“. Die neue Studienordnung „stelle ihnen einen Gott vor, der nicht als ‚so grausamer Gott (...), welcher die Gebrechen der Menschen ewig strafen soll‘, vorgestellt werde, sondern als gütiger Gott.“ Es sei „‘Gift‘, das Bild des gütigen Gottes der Toleranz“ zu verkünden, denn es sei „um die Religion geschehen, wenn man die Wahrheit (von der Existenz eines rächenden Gottes) angreift“.<sup>22</sup>

## 7. Der Dekalog: Geist oder Buchstabe?

Die *Zehn Gebote* gelten dem Judentum „nicht als Mittel der Selbstrechtfertigung“ sie gelten auch nicht als „Mittel, um den Menschen seiner Sündhaftigkeit zu überführen; sie hatten nicht den pädagogischen Zweck, dem Menschen vor Augen zu stellen, dass er allein auf Gottes Gnade angewiesen ist. Die Zehn Worte waren vielmehr wegweisende Lehre, Hilfe zum Leben – eben Tora“.<sup>23</sup>

Allerdings hatte der Dekalog, sofern er als Ausfluss des (unbedingten) Willens Gottes gesehen wurde, vielfach genau die deontologische Interpretation erfahren.<sup>24</sup> Über

<sup>21</sup> Gerda Lettner: *Das Spannungsfeld zwischen Aufklärung und Absolutismus. Die Ära Kaunitz (1747–1794)*, Göttingen 2016, S. 52 f.

<sup>22</sup> Zit. nach: G. Lettner: *Das Spannungsfeld* (siehe Anm. 21), S. 53 f.

<sup>23</sup> Bischof Wolfgang Huber: *Der Dekalog heute – Vortrag in der Neuen Nationalgalerie Berlin*, 16.04.2013 ([http://www.wolfganghuber.info/images/wh\\_pdf/dekalog-vortrag.pdf](http://www.wolfganghuber.info/images/wh_pdf/dekalog-vortrag.pdf)).

<sup>24</sup> Seit dem Spätmittelalter fungierte der Dekalog in den Poenentialsommen als Sündenraster, indem man unter die Zehn Gebote jeweils mehr oder weniger beliebig konkrete Verfehlungen, Verstöße und Kirchengebote subsumierte, die ranggleich mit dem Dekalog als *Gottes Gebote* galten und (unbedingten) Gehorsam verlangen. Vgl. R. Uertz: *Vom Dekalog bis zu Papst Franziskus. Die jesuanische christliche Ethik und die kirchlich-kasuistische Moraldoktrin – im Kontext von Gebots-, Tugend-*

Jahrhunderte galt er in der katholischen Kirche als Strafandrohung und Strafinstrument – eine Entwicklung, die mit der Einführung der Pflichtbeichte durch das IV. Laterankonzil 1215 begann und insbesondere in der Gegenreformation gemäß der Lehre über das Bußsakrament noch eine Verschärfung erfahren.<sup>25</sup>

Erst durch die jüngere exegetisch-philologische Forschung konnten die humanistischen Gesinnungen des Dekalogs eruiert werden. Damit ist der Weg frei gelegt, die Intentionen des Dekalogs genauer darzulegen und entsprechend zwischen Geist und Buchstaben der Zehn Gebote systematisch zu unterscheiden.

Das Kriterium zur Unterscheidung von Moraltheologie und theologischer Ethik ist die spezifische Stellung des Menschen zu Gott und seinen Geboten, die keiner institutionellen Vermittlung bedarf (Gottunmittelbarkeit des Menschen). Konsequenterweise ist der Mensch als vernunftbegabtes moralisches Subjekt prinzipiell selbst in der Lage, zu unterscheiden, ob und in welchem Umfang die Gebote Gottes ihn in concreto verpflichten.

Die Pflichtethik befähigt in besonderer Weise zu einem Entscheidungshandeln. Mit der dem Menschen und seinem Gewissen aufgelasteten Unterscheidung zwischen subjektiver Moral und positivem Gesetz ist somit der entscheidende Schritt zur neuzeitlichen Pflichtethik getan, deren „Erkennungsprinzip“ die Differenzierung von allgemeinen Pflichten und Rechtspflichten sowie die Unterscheidung zwischen innerer moralischer und äußerer rechtlicher Gesetzeskonformität darstellt.<sup>26</sup>

Für die theologische Ethik kommt noch ein brisantes Unterscheidungsmerkmal hinzu, das für die Dekalogfrage von besonderer

---

*und Verantwortungsethik*, in: *imprimatur* 4-2017, S. 282; ([http://www.imprimatur-trier.de/2017/Imprimatur-2017-04\\_3.pdf](http://www.imprimatur-trier.de/2017/Imprimatur-2017-04_3.pdf)); Vgl. Roland Kany: *Tugenden und Laster als Gliederungselemente angewandter Ethik*, in: Korff/Vogt: *Gliederungssysteme* (siehe Anm. 1), S. 332–543.

<sup>25</sup> Konzil von Trient, 14. Sitzung, 1551; vgl. H. Denzinger: *Enchiridion symbolorum*, lateinisch-deutsch, hg. von Peter Hünermann, Freiburg i. Br. 1991, Nr. 1667 ff.

<sup>26</sup> Gerhard Hammerstein: *Die Entwicklung des Naturrechtsgedankens in der katholischen Rechtsphilosophie des 19. Jahrhunderts. Grundlagen und Konzeptionen 1800–1920*, hg. von Rudolf Uertz, Paderborn 2017, S. 35; vgl. R. Uertz: *Nachwort*, ebd. S. 153–182.

Bedeutung ist: Die Pflichtidee setzt eine gesetzgebende Person bzw. Instanz voraus. Nun gilt nach biblischer Tradition Gott selbst als Urheber der Zehn Gebote. Betrachtet man nun den Verpflichtungsgrund und Verpflichtungsgrad, so stellt sich die Frage, wer bzw. welche Autorität berechtigt ist, Gottes Gebote auszulegen?

Welche Probleme und Konsequenzen mit dieser Frage zusammenhängen, hat sich anschaulich in der Kontroverse zwischen Kardinal Migazzi und Abt Rautenstrauch gezeigt. Hier zeigt sich ein Paradigmenwechsel, der für die weitere Entwicklung der Theologie und Ethik des Katholizismus von besonderer Bedeutung ist.

Während Migazzi mit seinem drohenden und strafenden Gott die kirchliche Tradition bemüht, rekurriert Rautenstrauch auf die Ethik Jesu als künftiges „Direktionsprinzip“: die Tugendethik Jesu. Zu diesem Zweck soll nach dem Benediktinerabt die christliche Moral aus der Dogmatik und dem Kirchenrecht („Jus“) herausgelöst und auf ihre jesuanisch-christliche Ursprünge zurückgeführt werden.

## Conclusio: Moraltheologie oder Theologische Ethik?

Hiermit zeigt sich unsere Ausgangsposition, die Frage nach der autonomen Moral im Kontext der theologischen Ethik in anderem Licht. Die Ethikgeschichte belegt, dass spätestens seit dem 12. Jahrhundert die Moraltheologie wesentlich von der Dogmatik und Kanonistik (Kasuistik) mitgeprägt wurde. So verwenden bis in die jüngste Gegenwart hinein moraltheologische Lehrbücher noch „den Dekalog (...) gezielt als Strukturprinzip“.<sup>27</sup>

Doch kann sich die autonome Moral ganz und gar auf die wissenschaftliche Theologie stützen, welche als Instanz sittlicher Erkenntnis und Moral auf die menschliche Vernunft zurückgreift. So verweist der polnische Ethiker Helmut Juros<sup>28</sup> auf die reli-

<sup>27</sup> Vgl. Sigrid Müller: *Die Bedeutung des Dekalogs für die Entwicklung der neuzeitlichen Moraltheologie im Zeichen der Kasuistik*, in: Korff/Vogt: *Gliederungssysteme* (siehe Anm. 1), S. 280; es handelt sich u.a. um die *Moraltheologie* von Joseph Mausbach; Isabelle Mandrella: *Der Dekalog als Systematisierungsschlüssel angewandter Ethik im 13. und 14. Jahrhundert*, in: ebd., S. 228.

<sup>28</sup> Auszüge in deutscher Übersetzung aus seiner Habilitationsschrift *Teologia moralna czy etyka teologiczna? (Moraltheologie oder Theologische Ethik?)*,

giöse Auslegung des Moralpositivismus, „der selbst in der theologischen Ethik einer Kritik unterzogen“ werde.

Für Juros geht es vor allem darum, die „Verfälschung der Moral (De-Moralisierung) durch eine Heteronomisierung und Selbstliquidierung der Ethik durch eine Ent-Ethisierung zu überwinden“, doch dürften die Autonomie des Sittlichen und die Eigenständigkeit der Ethik nicht auf Kosten einer totalen Ent-Theologisierung erfolgen. Auch dürfe die Theologische Ethik „keine Ethisierung der Offenbarung“ betreiben, sondern eher eine Revelation bzw. eine „*Theologisierung der autonomen Moral*“.

Und so postuliert der polnische Ethiker: „Das Verhältnis der Theologie zur (autonomen) Ethik ist so hinzustellen, wie dies auf der anderen Ebene, im Verhältnis zwischen Philosophie und Ethik der Fall ist.“

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Zur Sakramentenlehre

Die Sakramentenlehre wird oft als Produkt des Mittelalters bezeichnet. Daran ist richtig, dass damals tatsächlich die Fixierung auf sieben Sakramente, die Einbeziehung der Ehe in den Sakramentenkanon und die Umwandlung des Bußinstituts zum Beichtsakrament geschaffen wurden, darüberhinaus eine umfassende Systematisierung der Sakramententheologie. Dennoch ist festzustellen, dass alle wichtigen Eigentümlichkeiten auf die christliche Antike, hier vor allem auf Augustinus, zurückgehen. Insofern gehört auch die Sakramentenlehre zum Erbe der Antike, ein weiterer Problemfall, dessen weitere Gültigkeit zu untersu-

chen ist. Für nicht wenige heutige Christen ist die Sakramentenlehre ein Ärgernis. Zunächst einmal: der Begriff Sakrament oder vergleichbare Wörter kommen im Neuen Testament nicht vor. Im Verlauf der ersten vier Jahrhunderte passte sich das Christentum in die religiösen Strukturen und Vollzugsformen der heidnischen Umgebung ein. So wurde z.B. das Gedächtnismahl Jesu zur Eucharistiefeier, einem heiligen Mysterium, bei dem zwischen Gottheit und Mensch vermittelt wurde, und das kirchliche Amt hatte die Aufgabe dieser Vermittlung.

In der kirchlichen Praxis gab es eine Reihe von Vollzügen, die immer wieder praktiziert und für wichtig erachtet wurden. Im östlichen Christentum wurden sie als Mysterien (*mysteria*) bezeichnet, im lateinischen Westen als Sakramente. Diesem Begriff begegnen wir erstmals bei dem Nordafrikaner Tertullian (gest. nach 220), der aber *sacramentum* (Fahneneid) als schon bekannt voraussetzte. Mysteria oder Sakramente nun waren zunächst eine ganze Reihe von Vollzügen. Zwar wurden unter diesem Begriff auch die späteren Sakramente verstanden, aber sie waren nicht die einzigen. So nennt noch Augustinus die Verwendung von Salz bei der Taufe ein Sakrament, ebenso noch weitere liturgische Handlungen. Der Begriff Sakrament war auf vieles anwendbar, eine Festlegung auf eine Zahl gab es nicht. Dies änderte sich erst im Mittelalter, dessen aus den kirchlichen Schulen erwachsene Theologie – die Scholastik, eine Schulwissenschaft – genaue Festlegungen nötig machte.

Hierbei spielten allerdings die antiken theologischen Vorgaben und die sich – vor allem bei Augustinus – an konkrete Streitigkeiten anschließenden Erörterungen eine entscheidende Rolle.

Vor allem waren zwei Auseinandersetzungen, die von Nordafrika ausgingen, Anlass für eine theologische „Bewältigung“. Zunächst entstand schon zu Beginn des dritten Jahrhunderts der sog. *Ketzertaufstreit*. Der Hintergrund war, dass es in Nordafrika eine Reihe von „häretischen“ Gruppen gab, aus deren Reihen manche wieder zur Großkirche übertraten. Sie waren aber schon getauft, und die Kleriker unter ihnen waren zu Priestern geweiht. Nun gab es in Nordafrika Tendenzen, das was Kirche ist, sehr radikal zu verstehen

Warschau 1980, bietet Helmut Juros: Art. Ethik, in: Katholisches Soziallexikon, hrg. Von Alfred Klose u.a., Innsbruck-Graz <sup>2</sup>1980, 590-598.598. Vgl. Bruno Schüller: *Die Herrschaft Christi und das weltliche Recht. Die christologische Rechtsbegründung in der neueren protestantischen Theologie*, Rom 1963; B. Schüller: *Die Begründung sittlicher Urteile. Typen ethischer Argumentation in der Moraltheologie*, Düsseldorf <sup>3</sup>1987.

(in Richtung einer Kirche der Reinen), sowohl bei den „Häretikern“ wie bei der Großkirche. Von daher bestritten viele, dass die bei den Häretikern empfangene Taufe (später auch die Weihe) gültig seien; diese Rückkehrer sollten noch einmal, jetzt in der richtigen Kirche, getauft werden. Vor allem der theologisch recht dominante Tertullian lehnte die Gültigkeit der Ketzertaufe ab, und in der Folgezeit sprachen sich drei Synoden (in Karthago und in Kleinasien) für die Notwendigkeit einer neuerlichen Taufe aus. Diese Beschlüsse wurden nach wenigen Jahrzehnten, unter dem karthagischen Bischof Cyprian (gest. 258), noch einmal durch zwei Synoden bestätigt. Jetzt erst gab es deswegen Streit. Der römischen, vom Rechts- und Ordnungsdenken geprägten Mentalität missfielen diese Beschlüsse: sie brachten in die Kirche eine „spiritualistische Unordnung“: man muss einfach sagen können, wer dazu gehört, also wer getauft ist, egal von wem. Der römische Bischof Stephan (gest. 257) trat deswegen für die Gültigkeit der Ketzertaufe ein; wenn jemand zur Großkirche überträte, sollten ihm lediglich die Hände zur Buße aufgelegt werden. Der Patriarch von Alexandrien, Dionysios (gest. 265), trat für die Duldung beider Praktiken ein. Der Streit schief in der Folgezeit, vor allem wegen der einsetzenden Christenverfolgung unter dem römischen Kaiser Valerian (257-260), wieder ein, verschärfte sich aber nach der Verfolgung, weil jetzt neuerlich viele „Abgefallene“ ihre Neuaufnahme in die Kirche betrieben. Es scheint so, als habe sich in Nordafrika die Praxis der Wiedertaufe fortgesetzt (so schreibt die Synode von Arles im Jahre 314: *propria lege sua utuntur, ut rebaptizent: sie gebrauchen ihr eigenes Gesetz, wiederzutaufen*). Im vierten und fünften Jahrhundert aber flammte der Streit wieder auf: in Nordafrika hatte sich eine große Gruppe von Christen von der Großkirche getrennt. Die *Donatisten*, benannt nach ihrem frühen Oberhaupt Donatus von Karthago (gest. 365), sahen die Kirche als eine Gemeinde der Heiligen an, nur in ihr seien Taufe und Weihe gültig. Dies sah auch die nordafrikanische Großkirche so – nur umgekehrt –, und als im Gefolge der Konstantinischen Wende viele ehemalige Donatisten Aufnahme in der Kirche suchten, wurden sie wie-

dergetauft und, im Fall eines Priesters, noch einmal geweiht. Jetzt aber schaltete sich Augustinus (gest. 430) ein, der von 395 an Bischof von Hippo (im heutigen Algerien) war. Er unterschied bei der Taufe zwischen ihrem faktischen Vollzug und ihrer geistlichen Wirkung: der faktische Vollzug, also das Übergießen von Wasser, zusammen mit dem Sprechen der Taufformel, ist immer gültig, auch wenn die Taufe von einem Häretiker gespendet wurde. Aber die geistliche Wirkung, die Taufgnade, ruht so lange, bis sich einer der katholischen Kirche anschließt. Konsequenz gilt das auch für die Priesterweihe (*ordo*), wenn auch die geistliche Wirkung erst nach der Bekehrung aktiviert wird. Aber immerhin war auch eine Messe bei einem häretischen Priester gültig. Nun ergibt sich daraus ein Problem: eine Eucharistiefeier eines häretischen Priesters ist zwar gültig, wenn auch für ihn wirkungslos. Aber sie unterscheidet sich z.B. von der Taufe: Diese wird nachträglich wirksam, so dass es keine Wiedertaufe geben darf, offensichtlich aber ist das bei der Messe anders, sie wird nicht nachträglich wirksam. So wird die Taufe nur einmal gespendet, ihre Wirkung ruht. Das gilt nicht für die Messe, da hilft nur der neuerliche Besuch einer Messe, jetzt in geläutertem Zustand. Um dies zu begründen, erfindet Augustinus die kuriose Begrifflichkeit vom *character indelebilis* (eine unauslöschliche Prägung): die Taufe, ähnlich der *Ordo*, verleiht diesen Charakter und prägt den Empfänger für immer – unauslöschlich –, auch wenn die Wirkung, die Gnade, erst später dazukommen. Dies gilt nicht für die immer wiederholbare Messe. Später wurde diese verbale Hilfskonstruktion, die den Unterschied in der Praxis theologisch plausibel machen sollte, fast im Rang einer dogmatischen Definition gehandelt. Noch ein zweites Problem musste diskutiert werden, nämlich die Vorstellungen um das Abendmahl/die Eucharistiefeier/die Messe. Parallel zu den heidnischen Mysterienfeiern machte sich im Christentum in Bezug auf die Präsenz Christi ein gewisser Realismus breit. Zwar gab es noch nicht den Begriff einer „Wandlung“, aber im Mysterium des Abendmahls sind nach Irenäus von Lyon (gest. um 200) „in gewisser Weise Leib und Blut Christi“ zugegen. Entsprechend dem damaligen Blick auf die gesamte

Eucharistiefeyer ist auch die Anwesenheit Jesu Christi auf die ganze Feier bezogen. Erst später, im lateinischen Westen, der stärker die empirisch wahrnehmbaren Dinge ins Auge fasste – dies gilt noch verstärkt für die mittelalterliche Kirche –, wurde die Gegenwart Christi vor allem auf die sichtbaren Gestalten Brot und Wein kapriziert. Zur gleichen Zeit wurde an der Messe vor allem der Opfergedanke betont, und zwar in Loslösung vom Kreuzesopfer Jesu. Jedenfalls wurde in der Praxis oft der Bezug zum Kreuzesopfer kaum betont, und z.B. bei Cyprian von Karthago wird in der Messe hier und jetzt ein Opfer vollzogen – eine Einpassung in heidnische kultisch-sakrale Konzeptionen.

In diese Linie eines recht realistischen Opfer- und Präsenzgedankens gehört auch Ambrosius von Mailand (gest. 397). Zwar lehrt er noch keine „Verwandlung“, ist aber nahe daran. Über die in vielen Teilen der westlichen Kirche gefeierte ambrosianische Theologie fanden diese Vorstellungen eine weite Verbreitung.

Auch hier wurde Augustinus wichtig: Er unterscheidet bei den Sakramenten (im weiteren Sinn) zwischen dem Zeichen (*sacramentum*) und der Sache, der Gnade. Hiermit ist ein primitiver Realismus abgewehrt: Es geht immer um die Sache, also die Gnade. Die Zeichen sind eben nur Zeichen, die auf Größeres verweisen, nicht schon die Sache selbst. So sind Brot und Wein zusammen mit den hierzu gesprochenen Worten nur „Zeichen“ oder auch *figura*, also Bild, für Christi Leib und Blut. Diese mehr symbolhafte Form ist auch in die römische Liturgie eingegangen, die in Konkurrenz zur ambrosianischen Liturgie trat und seit dem 8. Jahrhundert im Frankenreich übernommen wurde (was allerdings den Trend zu einem primitiven Realismus nicht aufhalten konnte).

In diesem Kontext gab Augustinus weitere theologische Erläuterungen: Beim sakramentalen Zeichen (wie gesagt: nicht auf eine Siebenzahl, sondern auf einen größeren Kreis von Vollzügen bezogen) unterscheidet Augustinus zwischen *verbum* (Wort) und *elementum* (dinghafter Materie). Beide zusammen konstituieren ein sakramentales Zeichen, Wasser bei der Taufe oder Brot und Wein bei der Eucharistiefeyer blieben ohne das dazu gesprochene (Deutungs-)Wort bloß *elementum*, und wären kein

Zeichen (*sacramentum*). Erst durch das Wort konstituiert sich das Zeichen, das von sich weg auf ein inneres Mysterium hinweist. Um dieses Letztere geht es, und so sind Zeichen halt nur „bloße“ Zeichen, wichtig ist die geistliche Dimension, die Gnade. Damit ist ein primitiver Materialismus zurückgewiesen. Was aber seine starke Verbreitung im Mittelalter nicht verhindern konnte.

So gilt auch für die Sakramentenlehre, was auch schon für andere zentrale christliche Dogmen festgestellt wurde, dass ihre Wurzeln im christlichen Altertum liegen, die spätere Entwicklung hat darauf zurückgegriffen und sie systematisch vertieft. „Man kann in dieser Beziehung mit gutem Grunde sagen, materiell sei seit dieser Zeit zum Dogma, wie es schon jetzt sich gestaltet hat, nichts wesentlich Neues hinzugekommen“.<sup>1</sup> Wie gesagt, bemühte sich die Schultheologie des Mittelalters, den offenen Sakramentensbegriff zu begrenzen, und entschied sich dafür, nur sieben der kirchlichen Vollzüge als Sakrament zu bezeichnen. Hierfür wurden Gründe gesucht: im Anschluss an Augustinus sollte nur Sakrament sein, wo es ein Zeichen (Element und Deutungsworte, jetzt mit den Begriffen *materia* und *forma* umschrieben) gibt. Aber das würde nur, wie in der Antike, zu einer großen und unbestimmbaren Zahl von Sakramenten führen. So fügte man als weiteres Kriterium hinzu: ein Sakrament muss von Christus eingesetzt sein. Entsprechend der damaligen Exegese waren dies die dann dekretierten sieben Sakramente, wobei man die Einsetzung durch Christus recht großzügig handhabte: alle Vollzüge, die im Neuen Testament genannt sind, werden als von Jesus eingesetzt behandelt. Die Reformatoren übernahmen diese Norm, lasen aber die Bibel genauer und stellten nur bei zwei oder drei dieser Vollzüge eine Einsetzung durch Christus fest, bei Taufe, Abendmahl und Buße. Natürlich ist auch dieses Vorgehen gemäß der heutigen Exegese hinfällig, weil die Taufe und das Bußinstitut nachjesuanisch eingeführt wurden, und auch die Abendmahlsberichte der synoptischen Evangelien und bei Paulus sind nicht nur historisch sekundär, sondern es zeigt sich mehr und mehr, dass die Abendmahlfeier und ihre Zueignung an Jesus, kurz vor

<sup>1</sup> Ferdinand Christian Baur, Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte, Tübingen 1858, S. 198.

seinem Tod, eine Schöpfung der frühen Gemeinden war. Das Kriterium „Einsetzung durch Christus“ ist heute nicht mehr anwendbar. Alle dafür in Anspruch genommenen Vollzüge (Sakramente) sind Gemeindeprodukte nachjesuanischer Art. Was ergibt sich aus diesem geschichtlichen Überblick? Sicherlich eines: eine theologische Reflexion von in der kirchlichen Praxis vollzogenen Zeichenhandlungen ist sinnvoll, wenn sie auch nicht unbedingt unter dem Sakramentenbegriff stattfinden müsste; dieser ist relativ zufällig, wenn auch mittlerweile von einem ehrwürdigen Alter, das seine Weiterverwendung möglich macht. Von diesen Zeichenhandlungen sind einige durchaus konstitutiv für das kirchliche Leben – wie z.B. der Initiationsritus Taufe oder die Feier des Gedächtnisses Jesu -, aber es müssen nicht genau die sieben seit dem Mittelalter tradierten Vollzüge sein, deren Festlegung die antike Offenheit eingeschränkt hat. So könnte man z.B. Taufe und Firmung auch als ein einziges Sakrament verstehen, ob die Ehe oder die Krankensalbung als Sakramente bezeichnet werden sollen, könnte bedacht oder es könnte diskutiert werden, ob nicht andere Vollzüge zentraler und wichtiger sind, z.B. entsprechend dem Jesuswort aus der Gemeindevorschrift des Matthäus: „Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20). Auch hier gäbe es im Sinne des Augustinus ein Zeichen, bestehend aus einem Element (Materie) – zwei oder drei, die zusammen sind – und einem Deutewort (Form) – „in meinem Namen“ – sowie eine geistliche Wirkung – „da bin ich mitten unter ihnen“ -. Vielleicht hat es dieser Sachverhalt nicht in den mittelalterlichen Sakramentenkanon geschafft, weil es nicht klerikal verwaltbar ist, sondern vom Amt her gesehen anarchische Züge trägt (überall, wo in der weiten Welt zwei oder drei im Namen Jesu zusammen sind, ist seine Gegenwart zugesagt).

Die rigiden Festlegungen der Sakramentenpraxis und -theologie im Mittelalter sind zwar Weiterentwicklungen der antiken Vorgaben. Aber in diesem Fall wäre eine Rückkehr zur Offenheit der damaligen Zeit eine theologische Erleichterung.

\*\*\*

Gregor Tischler

## Ein katholischer Aufklärer

Ernst-Wolfgang Böckenfördes fast vergessene Verdienste um die Kirche

Als am 24. Februar 2019 der ehemalige Verfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde starb, dachte wohl jeder, der davon erfuhr und mit dem Namen etwas anfangen konnte, an jenes berühmte "Böckenförde-Diktum" von 1967, demgemäß "der freiheitliche, säkularisierte Staat" von Voraussetzungen lebe, "die er selbst nicht garantieren" könne. So zeitlos gültig dieser Satz ist - gerade heute, in einer Gesellschaft, in der Dialogfähigkeit und Differenzieren zu schwinden scheinen -, so darf dessen Zitieren nicht die Sicht auf die Gesamtpersönlichkeit dieses Staatsjuristen und promovierten Historikers verstellen. In Nachrufen der großen Tages- und Wochenzeitungen wurde mit Recht betont, wie sehr ihm der Respekt vor den Grundvoraussetzungen des Rechtsstaates am Herzen lag, eines Rechtsstaates, der das genaue Gegenteil eines autoritären Herrschaftssystems sei. Ein herausragendes Verdienst Böckenfördes, das er sich lange vor seiner Tätigkeit als Bundesverfassungsrichter (1983 - 1996) erworben hatte, wurde freilich kaum erwähnt. Er war am Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre der erste namhafte Katholik, der sich kritisch und dezidiert mit der Rolle seiner Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus auseinandersetzte. Dies ist umso bemerkenswerter, als sich Böckenförde als dankbarer Schüler seines in die Rassenideologie verstrickten Lehrers Carl Schmitt (dem er erstmals 1953 begegnete) verstand. Wie er diese Dankbarkeit mit seinem Engagement für die Demokratie, dem katholischen Selbstverständnis und seiner Mitgliedschaft in der SPD vereinbaren konnte, bleibt für Außenstehende rätselhaft. Unbestreitbar aber ist die Klarheit seines Urteils über die Verwerflichkeit der NS-Herrschaft - und auch über die geistige Mittäterschaft kirchlicher Amtsinhaber.

Böckenförde, Jahrgang 1930, hatte sein 30. Lebensjahr und seine zweite Promotion (als Historiker) noch vor sich, als er 1957

in der konfessionell katholischen, jedoch ökumenisch und gesellschaftlich aufgeschlossenen Zeitschrift "Hochland" <sup>1</sup> erstmals den damaligen Umgang der Kirche mit der nationalsozialistischen Ideologie und Politik unter gewissenhafter Einbeziehung der verfügbaren Quellenlage kritisch unter die Lupe nahm<sup>2</sup>. Die kirchliche Fehleinschätzung des Hitlerregimes sah Böckenförde in einem Naturrechtsdenken begründet, bei dem Werte wie "göttliche Weltordnung" oder "Erbsündigkeit", in keiner Weise aber Verfassungsformen als Orientierungsmaßstäbe fungierten. Damit aber sei die Kirche in eine Affinität zu autoritären Regimen geraten. Dass eine demokratische Staatsordnung zwar stets offen für die Wahrheitsfrage sein müsse, sich aber nicht von vornherein an eine vorformulierte "Wahrheit" binden dürfe, sei damals in der Kirche auf Unverständnis und Ablehnung gestoßen<sup>3</sup>.

Noch größere Bekanntheit erlangte Böckenförde mit seinem etwa drei Jahre später verfassten, kirchenkritischen Aufsatz "Der deutsche Katholizismus im Jahr 1933", der wiederum im "Hochland" erschien<sup>4</sup>. Er erwies sich als wahre Pionierleistung für die zeitgeschichtliche Forschung über das Verhältnis der Kirche zum NS-Staat. Dass dieser 1933 in den Augen der Kirche als eine rechtmäßige, von Gott eingesetzte Obrigkeit galt (im Gegensatz, so wäre hinzuzufügen, zum Bolschewismus, der ja nur durch einen gewaltsamen, "gottlosen" Umsturz die Macht ergriffen habe), sollte sich als katastrophale Fehleinschätzung erweisen. Denn in der Folge galt ja nun der Gehorsam ge-

genüber dem NS-Regime als "gottbefohlen"<sup>5</sup>. Böckenförde führte jedoch in seinem Beitrag auch ideologische Gemeinsamkeiten der Kirche und der NS-Ideologie auf. Nicht nur die Ablehnung des Bolschewismus einte beide, sondern auch ein tief verwurzelter Antiliberalismus, der die Werte der Aufklärung strikt ablehnte. Dazu kam noch ein vermeintlich gemeinsamer Kampf gegen "Unsittlichkeit". Kurzum: Für die Kirche waren einzelne Wertsetzungen - der Autor nannte sie die "bona particularia" - von herausragender Bedeutung, nicht aber das große Ganze, das "bonum commune". So sei 1933 die Kirche, ohne dass es ihr zunächst bewusst geworden sei, "vor Hitlers Karren gespannt" worden.

Die zeitgeschichtliche Forschung hat in den seither vergangenen Jahrzehnten diese Analyse bestätigt, erweitert und ergänzt. Dass Böckenförde den entscheidenden Anstoß zu einer, auf die historische Wahrheit ausgerichteten, auch innerkirchlichen Aufarbeitung dunkler Kapitel gab, bleibt eines der größten Verdienste dieser großen Persönlichkeit. Viele Jahre vor seiner Tätigkeit als Bundesverfassungsrichter war Böckenförde, ohne sich dessen wohl bewusst zu sein, zum Richter einer Vergangenheit geworden, die noch heute das Selbstverständnis der Kirche, den Willen Gottes zu erfüllen und zu verkünden, belastet. Zwar hatte bereits 1946 Eugen Kogon im Nachwort zu seinem berühmten Buch "Der SS-Staat" angeprangert, dass von den Bischöfen kein öffentliches Gebet für politische Gefangene in den Lagern zu hören gewesen sei<sup>6</sup>; doch hatte dieser Vorwurf bis zu Böckenfördes "Hochland"-Beiträgen so gut wie keine innerkirchliche Resonanz gefunden.

Wie erwähnt, wurde inzwischen Böckenfördes Analyse in verschiedene Richtungen weitergeführt. Auch diese Erweiterungen sind für die katholische Kirche wenig schmeichelhaft. Böckenförde sparte seinerzeit noch den inzwischen verbreiteten Vorwurf des kirchlichen Antijudaismus, um nicht zu sagen: Antisemitismus, aus<sup>7</sup>.

<sup>1</sup> 1903 von Carl Muth gegründet. Dieser beeinflusste übrigens später maßgeblich den Gesinnungswandel Hans Scholls; vgl. J. Knab, Ich schweige nicht. Hans Scholl und die Weiße Rose, Darmstadt 2018, passim

<sup>2</sup> Das Ethos der modernen Demokratie und die Kirche, in: Hochland, 50. Jg. (1957/58), S. 4 - 19

<sup>3</sup> Auf die Kritik an seiner Auffassung antwortete Böckenförde 1958 mit einem weiteren Beitrag im selben Band (S. 409 - 421), wobei er die unterschiedlichen Sichtweisen einer hierarchisch strukturierten Kirche und eines demokratischen Selbstverständnisses, das sich an den Grundwerten Freiheit und Gleichheit orientiere, das Mehrheitsprinzip beinhalte und weltanschauliche Toleranz einfordere, scharfsinnig analysierte.

<sup>4</sup> 53. Jg., S. 215 - 239. Auf das umfangreiche, kritische Echo dazu antwortete er 1962 mit einem weiteren Artikel (Hochland, 54. Jg., S. 217 - 245), worin er zahlreiche zusätzliche Belegstellen für seine Argumentation lieferte.

<sup>5</sup> Daraus erklärt sich z.T. auch der Mangel an Unterstützung für den späteren, christlich motivierten Widerstand gegen das Hitlerregime (vgl. Anm. 1).

<sup>6</sup> Eugen Kogon, Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager, München 1946, S. 337

<sup>7</sup> Vgl. vor allem: Hubert Wolf, Papst und Teufel, München 2008. Wolf geht es insbesondere um die umstrittene Rolle Pacellis, des späteren Nachfolgepapstes.

Heute ist dieser als historische Tatsache leider nicht mehr ernsthaft zu bestreiten. Dies bestätigen auch neuere Untersuchungen zum Pontifikat Pius XI.<sup>8</sup>, der zunächst offen Sympathien zu Mussolini und zum italienischen Faschismus zeigte und auf diesem Hintergrund 1929 die Lateranverträge schloss. Dass er später zu einem scharfen Kritiker des Nationalsozialismus wurde (und bedauerte, dass Mussolini Sympathien für Hitlerdeutschland zeigte), steht auf einem anderen Blatt. Als es - erst nach 1936(!) - so weit war, war es auch schon zu spät.

Die kritischen Fragen an die Kirche und ihre jüngere Geschichte müssen auch heute weiter gestellt werden: Wie war (und ist) ihre Haltung zu rechten, faschismustnahen Diktaturen und Politikern, etwa in Lateinamerika? Welche Hochschätzung erfährt in Kirchenkreisen noch heute das Francoregime? Welche Rolle spielte der jetzige Papst zur Zeit der argentinischen Militärdiktatur? Wusste er, wie grausam Gegner des Regimes ermordet wurden, und erhob er dagegen seine Stimme? Ohne eine kritische Untersuchung der Quellen, wie sie Böckenförde einst beispielhaft bewies, geht es nicht. Vertuschung und Leugnen - man erfährt es gerade bei den verheerenden Auswirkungen des Missbrauchsskandals - sind für die Kirche und ihren ethisch-moralischen Anspruch schlimmstes Gift. Mit Ernst-Wolfgang Böckenförde hat die Kirche einen ihrer glaubwürdigsten Zeugen verloren. Auch wenn es noch nicht ins allgemeine Bewusstsein gedrungen sein sollte: Die katholische Kirche ist und bleibt ihm zu großem Dank verpflichtet<sup>9</sup>.

\*\*\*

<sup>8</sup> Vgl. David I. Kertzer, Der erste Stellvertreter. Papst Pius XI. und der geheime Pakt mit dem Faschismus, Darmstadt (WBG) 2016. - Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Kirche und (italienischem) Faschismus war auch die Bekämpfung des Freimaurertums. Leider scheint die Aufarbeitung der faschismusfreundlichen klerikalen Vergangenheit noch ganz am Anfang zu stehen. Ein "italienischer Böckenförde" ist, so dünkt mir, nicht in Sicht.

<sup>9</sup> Mein Artikel in "imprimatur" 1/2019, S. 6 - 11 ("Würdenträger schwiegen - Einzelne nicht"), in dem ich auch Böckenfördes Pionierleistung erwähnte, war bereits im Druck, als die Nachricht von seinem Tod eintraf. Sie konnte nicht mehr eingearbeitet werden. Doch wurde sie für mich zum Anlass, noch etwas gründlicher auf die Verdienste Böckenfördes für die Kirche einzugehen.

Theo Mechtenberg

## Innerkirchliche Putschversuche gegen Papst Franziskus

Dass es einflussreiche gegen Papst Franziskus opponierende innerkirchliche Kräfte gibt, ist weithin bekannt. Zur Erinnerung: Erster Widerstand regte sich aufgrund des am 19. März 2016 veröffentlichten Apostolischen Schreibens „Amoris Laetitia“, das den bislang strikt ausgeschlossenen Kommunionempfang geschiedener und wieder-verheirateter Katholiken in Erwägung zieht. In ihrem an den Papst gerichteten Dubia-Brief meldeten sich daraufhin die Kardinäle Walter Brandmüller und Raymond Leo Burke sowie die inzwischen verstorbenen Purpurträger Carlo Caffara und Joachim Meisner zu Wort. Sie formulierten darin ihre Zweifel und verlangten vom Papst Klarstellung. Als dessen Antwort ausblieb, entschloss sich Wortführer Burke im Dezember 2016 zu einer formellen „brüderlichen Ermahnung“ des Papstes. Seine Initiative wurde am 24. September 2017 mit der Veröffentlichung einer „Correctio Filialis“, einer Zurechtweisung wegen Verbreitung von Häresien, wie es im Titel heißt, von 40 rechtskatholischen Erstunterzeichnern unterstützt. Sie benennen sieben in „Amoris Laetitia“ vom Papst vertretene Positionen zur Ehe, zum moralischen Leben sowie zum Empfang der Sakramente und sehen darin eine Verbreitung häretischer Meinungen. Zum Jahresende 2017 betonten sieben Bischöfe mit der von ihnen verfassten „Confessio“ die Unabänderlichkeit der Glaubenswahrheiten bezüglich der sakramentalen Ehe. Verschärft wurde der Konflikt durch die am 7. April 2018 in Rom abgehaltene internationale Tagung „Katholische Kirche, quo vadis?“, an der u. a. die Kardinäle Brandmüller und Burke teilnahmen und auf der die Möglichkeit einer kanonischen Amtsenthebung des Papstes erwogen wurde. Zu einer direkten Attacke auf Papst Franziskus kam es am 20. August 2018, als ihn der ehemalige Washingtoner Nuntius, Erzbischof Carl Maria Vigano, Unterzeichner der „Confessio“ und Teilnehmer der römi-

schen Tagung, der Heuchelei beschuldigte und zum Rücktritt aufforderte. Er erhob gegenüber dem Papst den Vorwurf, von den sexuellen Vergehen des New Yorker Erzbischofs und späteren Kardinals Theodore McCarrick gewusst und nichts unternommen zu haben, wobei Viganos suggerierte, der Papst habe McCarrick aus Dankbarkeit geschont, weil dieser aktiv für seine Wahl geworben habe. Den vorläufigen Endpunkt dieses innerkirchlichen Putsches setzte Kardinal Gerhard Müller, der frühere Vorsitzende der Glaubenskongregation, mit seinem am 6. Februar 2019 veröffentlichten „Glaubensmanifest“. Darin heißt es: Glaubenswahrheiten zu verschweigen, u. a. die kirchliche Lehre von der Sakramentalität der Ehe, und die Menschen entsprechend zu lehren, sei der „schlimmste Betrug“ und führe „den Menschen zu einem religiösen Lügenwahn“. Es sei dies der „Betrug des Antichrists“. Auch wenn Papst Franziskus in diesem „Glaubensmanifest“ nicht namentlich erwähnt wird, so lässt sich doch, entsprechend der Intention des „Manifestes“, die Aussage vom „Antichristen – im Übrigen ganz im Sinne Luthers – auf den Papst beziehen.

### Viganos fehlgeschlagene Attacke

Besonders der gezielte Angriff von Erzbischof Viganos konnte dem Papst gefährlich werden. Papst Franziskus in einer Phase als Heuchler bloßzustellen, in der die kirchlichen Missbrauchsfälle im Zentrum des öffentlichen Interesses standen, in der er Bischöfe, die sie vertuscht hatten, ihres Amtes enthob, dieser Vorwurf war in der Tat geeignet, Papst Franziskus zum Amtsverzicht zu nötigen. Zudem hatte Viganos seinen Brief zeitlich gut kalkuliert veröffentlicht, nämlich am Tag des Rückflugs des Papstes von seiner Irlandreise, die wesentlich von den dort enthüllten Missbrauchsfällen bestimmt war. Publiziert wurde er im Übrigen in fünf internationalen Medien, womit ihm eine große Breitenwirkung zukam.

Papst Franziskus reagierte auf diese Attacke nicht. Als ihn auf dem Rückflug von Dublin Journalisten auf die von Erzbischof Viganos erhobenen Vorwürfe ansprachen, sagte er ihnen, sie sollten versuchen, die Wahrheit herauszufinden. Es waren schließlich zwei italienische Journalisten,

Gianni Valente und Andrea Tornielli, die sich dieser Aufgabe annahmen. Letzterer gilt als einer der besten Vatikankenner und ist gegenwärtig beim Apostolischen Stuhl für die Informationspolitik zuständig. In ihrem im November 2018 erschienenen Buch „Il Giorno del Giudizio“ (Der Tag des Gerichts) widerlegen sie auf knapp 300 Seiten anhand von Dokumenten und Zeugnisaussagen die Anschuldigungen des ehemaligen Nuntius. Sie weisen ihm zahlreiche Manipulationen nach sowie die Auslassung wichtiger Fakten, die seiner These von einer päpstlichen Mitverantwortung an der Vertuschung von Missbrauchsfällen widersprechen. Und was den Fall McCarrick betrifft, konnten sie belegen, dass dieser nicht, wie Viganos behauptet, durch Papst Franziskus, sondern durch das Umfeld von Papst Johannes Paul II. geschützt worden war. Auch sei Viganos Behauptung falsch, Franziskus habe eine von Benedikt XVI. über Kardinal McCarrick verhängte Sanktion aufgehoben. Der deutsche Papst habe ihn lediglich „dringend gebeten“, seine öffentliche Tätigkeit einzuschränken und ein „Leben des Gebets und der Buße“ zu führen, eine Empfehlung, der der Kardinal in keiner Weise nachgekommen sei. Wahr sei vielmehr, dass es Papst Franziskus war, der McCarrick nicht nur die Kardinalswürde nahm, sondern ihm seiner sexuellen Vergehen wegen untersagte, die priesterliche Kleidung zu tragen und priesterliche Funktionen auszuüben. Der Vorstoß von Erzbischof Viganos bewirkte zwar ein kurzfristiges Rauschen im Blätterwald, doch heute beruft sich keiner mehr auf seine Argumente, was allerdings nicht bedeutet, dass der Kampf gegen Papst Franziskus ein Ende gefunden hat.

### Das Wirken geheimer Kräfte

Valente und Tornielli spürten auch die geheimen Kräfte auf, deren Aktivitäten darauf gerichtet sind, das Reformprogramm von Papst Franziskus zum Scheitern zu bringen. In ihren Recherchen befassten sich beide Journalisten ausführlich mit der amerikanischen Organisation „Better Church Governance“. Auf den ersten Blick erscheint sie des Lobes wert, bestimmt sie doch als ihr Hauptziel, die auf der kirchlichen Führungsebene herrschende Korruption zu bekämpfen sowie für Transparenz

und Glaubwürdigkeit des kirchlichen Handelns zu sorgen. Doch bei genauerem Hinsehen wird klar, dass es „Better Church Governance“ um anderes und um mehr geht. Seit Herbst 2018 ist diese von finanzkräftigen USA-Bürgern unterstützte Organisation darum bemüht, umfangreiche Daten über die das künftige Konklave bildenden Kardinäle zu sammeln und auszuwerten. 40 Spezialisten, darunter auch ehemalige Agenten des FBI, sind mit der Aufgabe befasst, das Leben von über 100 Kardinälen zu durchforsten, um etwaige Verwicklungen in Korruption und sexuelle Vergehen aufzudecken. Die Akteure verheimlichen nicht, dass sie sich zudem von der Wahlkampagne inspirieren lassen, der Donald Trump das Präsidentenamt verdankt. Die Methoden des politischen Marketing, die darauf abzielen, Wunschkandidaten ins beste Licht zu rücken und andere zu diskriminieren, werden auch von ihnen genutzt.

Diese Aktion von „Better Church Governance“ läuft unter Anspielung auf die Kardinalskäppi unter dem Namen „Red Hat Report“. Das Budget beträgt die hübsche Summe von 1,2 Milliarden Dollar. In Erwartung des nächsten Konklave soll diese Aktion im April 2020 abgeschlossen sein. Über die Absicht dieser gleichsam geheimdienstlichen Tätigkeit kann nach Aussage des Exekutivdirektors von „Red Hat Report“ kein Zweifel bestehen: „Hätten wir 2013 über einen solchen Rapport verfügt, gäbe es heute keinen Papst Franziskus.“

### Der Einfluss von Timothy Bush

Wer steht hinter „Better Church Governance“ und „Red Hat Report“? Nach Angaben von Valente führt die Spur zu Firmen und Organisationen, in deren Vorstand immer wieder der Name Timothy Bush begegnet. Als Jurist und Millionär ist er einer der führenden Vertreter der konservativen Bewegung amerikanischer Katholiken. Als Vorstandsmitglied des 1980 gegründeten Medienkonzerns EWTN verfügt er über einen großen Einfluss auf die öffentliche Meinung von rund 250 Millionen Katholiken weltweit. Nicht von Ungefähr erschien denn auch der Brief von Vigano in dem zum Konzern gehörenden „National Catholic Register“.

Die von Timothy Bush und anderen finanzkräftigen amerikanischen Katholiken unterstützte konservative Bewegung verfolgt in Absetzung vom liberalen Protestantismus das Ziel, die amerikanische Rechte zu stärken. In diesem Sinn schrieb 1987 der inoffizielle geistliche Vater von Präsident George W. Bush: „Die traditionellen Werte unterliegen der Erosion. Einzig der Katholizismus kann die Rolle des idealen Wegweisers der Nation und Führungsmacht der westlichen Welt übernehmen.“

### Eine spezielle „politische Theologie“

Zu den von Timothy Bush unterstützten Initiativen gehört auch das Institut NAPA, das einmal im Jahr für betuchte Katholiken eine Tagung „zur Verkündigung des Glaubens, der katholischen Sozialethik sowie des Kampfes gegen die Säkularisierung“ durchführt. Im Vorjahr stand diese Konferenz im Zeichen einer „authentischen Reform der Kirche“ – im Gegensatz zu den Reformbemühungen von Papst Franziskus. An ihr nahm auch Kardinal Müller teil, der Verfasser des „Glaubensmanifestes“. Neben einer stark traditionell geprägten Einstellung in Glaubensfragen vertritt diese konservative Bewegung eine spezielle sozialpolitische Theologie, gleichsam eine Symbiose von Kapitalismus und Christentum. Ihr Vorbild und Gewährsmann ist Papst Johannes Paul II. Schließlich war es der polnische Papst, dem ein entscheidender Anteil an der Überwindung des Kommunismus und des Sieges der freien Marktwirtschaft über die sozialistische Planwirtschaft zukommt. Seine antikommunistische Grundhaltung bestimmte zudem die Verurteilung der antikapitalistischen, der „Option für die Armen“ verpflichteten südamerikanischen Befreiungstheologie. In seiner Enzyklika „Centesimus annus“ sehen diese Kreise geradezu das Manifest eines christlich geprägten Kapitalismus. In ihr spricht sich Johannes Paul II. in der Tat sehr positiv über die „freie Marktwirtschaft“ aus, die „die materielle Befriedigung des Menschen“ gewährleistet, wobei – nicht wie im Kommunismus – „geistige Werte [...] außer acht gelassen werden“. (19) Auch der „Kapitalismus“ als solcher findet eine positive Wertung, insofern er „ein Wirtschaftssystem bezeichnet, das die grundlegende und posi-

tive Rolle des Unternehmens, des Marktes, des Privateigentums und der daraus folgenden Verantwortung für die Produktionsmittel, der freien Kreativität des Menschen im Bereich der Wirtschaft anerkennt.“ (42) Doch übersehen wird dabei von den konservativen amerikanischen Katholiken die in „Centesimus annus“ ebenso klar zum Ausdruck gebrachte Ambivalenz des Kapitalismus: „Es besteht die Gefahr, daß sich eine radikal kapitalistische Ideologie breitmacht, die es ablehnt, sie auch nur zu erwägen [...]“ (42)

Papst Franziskus ist mit seiner Kapitalismuskritik um vieles radikaler. So heißt es in „Evangelii gaudium“: „Diese Wirtschaft tötet. Es ist unglaublich, dass es kein Aufsehen erregt, wenn ein alter Mann, der gezwungen ist, auf der Straße zu leben, erfriert, während eine Baisse um zwei Punkte in der Börse Schlagzeilen macht. Das ist Ausschließung. [...] Mit der Ausschließung ist die Zugehörigkeit zu der Gesellschaft, in der man lebt, an ihrer Wurzel getroffen, denn durch sie befindet man sich nicht in der Unterschicht, am Rande oder gehört zu den Machtlosen, sondern man steht draußen. Die Ausgeschlossenen sind nicht „Ausgebeutete“, sondern Müll, „Abfall“. (53) Für Papst Franziskus ist die Option für die Armen nicht nur eine Aufforderung zu mildtätigen, von jenen konservativen und begüterten Kreisen tatkräftig unterstützten Werken der Barmherzigkeit, sie ist eine Herausforderung zu einer strukturellen sozialen Gerechtigkeit, und die berührt ihre Interessen.

## Die Bedeutung des nächsten Konklave

Jedes Konklave ist für die Kirche von großer Bedeutung. Der Augenblick, an dem weißer Rauch aus dem vatikanischen Schornstein aufsteigt und wenig später vom Balkon aus der Name des neuen Papstes den auf dem Petersplatz wartenden Massen verkündet wird und dieser selbst im weißen Gewand erscheint, dieser Moment entscheidet über die weitere Entwicklung der Kirche. Lange Zeit standen die Papstwahlen im Zeichen der Kontinuität, doch mit der Wahl Johannes XXIII. begann eine kirchengeschichtliche Phase spannungsreicher Umbrüche. Wie es scheint, hat der Kampf um die Nachfolge von Papst Fran-

ziskus bereits begonnen. Die konservativen, rechtskatholischen Kräfte haben sich jedenfalls bereits in Stellung gebracht. Noch hat es Papst Franziskus in der Hand, ihre Absichten zu durchkreuzen, indem er – gegen seine Ankündigung – nicht vorzeitig aus dem Amt scheidet und mit der Wahl neuer, seine Reformbemühungen unterstützenden Kardinäle dafür sorgt, dass die Pläne von „Better Church Governance“ und „Red Hat Report“ vereitelt werden. Quelle: Edward Augustyn, *Wojna hybrydowa w kościele (Hybride Kriegführung in der Kirche)*, Tygodnik Powszechny v. 13. 03. 2019, S. 34-37.

\*\*\*

Paul Glotter

## HimmelHerrgottSakrament – eine bunte Nachlese

Seit dem Katholikentag 2014, der in Regensburg stattfand, lässt sich der dortige Bischof Rudolf Voderholzer nicht mehr davon abbringen, uns Laien „Weltchristen“ zu nennen, weil es ihm angeblich ein dringendes Anliegen ist, unserer Diskriminierung in der Kirche einen Riegel vorzuschieben. Ob gewollt oder nicht, so der Dogmatiker, habe unser Name in der Vergangenheit halt doch zur Vorstellung beigetragen, dass wir von nichts so richtig eine Ahnung hätten und damit zu Recht als „blutige Laien“ belächelt würden.

Dass ich dem Nachfolger von Gerhard-Ludwig Müller wegen seiner genial erscheinenden Wortschöpfung bis heute nicht um den Hals gefallen bin, hat seinen Grund. Denn fast unbemerkt hatte er bei seinem „semantischen Salto Mortale“ aus den Klerikern „Priesterchristen“ gemacht, denen wir Laienchristen künftig „im Altarraum nicht mehr ständig auf den Füßen herumtreten“ dürften. Mit anderen Worten: Voderholzer geht es einzig und allein um Abgrenzung, um klare Trennungslinien. Vor „synodalen Wegen“ haben er und seine Gesinnungsfreunde vor allem deshalb eine Heiden-

angst, weil dort plötzlich niemand mehr „unantastbar“ ist und weil dort sehr wohl auch Bischöfe von uns Laien jederzeit zur Rechenschaft gezogen werden können. Übertrieben? Keineswegs. In einem Kommentar vom 15. Mai 2019 bestätigt die in Würzburg erscheinende konservative „Tagesspost“ meine These und sagt, dass laut Voderholzer die Kirche zunächst apostolisch und erst in einem abgeleiteten Sinn synodal sei. Sogenannte synodale Prozesse fänden ihre Grenze in der verbindlichen Lehre der Kirche vom sakramentalen Weihenpriestertum. Der Bischof trage eine persönliche Verantwortung, die durch keine Synode und durch kein Gremium zu ersetzen sei.

\*

Ich werde den Massai-Hütejugen nicht vergessen, der in den Schilderungen eines befreundeten Entwicklungshelfers zu einer „festen Größe“ geworden war. „Jedesmal, wenn ich aus dienstlichen Gründen zwischen Kisumu und Nairobi pendle“, hatte mir der deutsche Chef einer kirchlichen Baugenossenschaft erzählt, „sehe ich hoch überm ostafrikanischen Grabenbruch in der Nähe von Nakuru immer an derselben Stelle diesen fast zwei Meter großen Viehhirten. Rauf nach Nairobi, zur Hauptstadt Kenias, steht er auf dem linken Bein und wenn ich zurückfahre steht er auf dem rechten Bein, sein Kinn aufs stumpfe Ende seines Speeres gestützt - Symbol des Beharrungsvermögens einer Jahrhunderte alten Stammestradiation.“

Dass es nun ausgerechnet in dieser ländlichen Region, wo Vordenker und Reformers seit eh und je einen schweren Stand haben, dem jungen Peter Tabichi (36), einem dem Franziskanerorden angehörenden Mathematik- und Physiklehrer, gelang, beim Rennen um den diesjährigen „Global Teacher Award“ Tausende von Mitbewerbern hinter sich zu lassen und als Gewinner des mit 1 Million US-Dollar dotierten Preises durchs Ziel zu gehen, grenzt – gelinde gesagt – an ein Wunder.

Ja, und beeindruckt hat mich sodann vor allem, dass sich der junge Lehrer nach der Auszeichnung keine Ferien gönnte. Kaum hatte Tabichi den vom indischen Geschäftsmann Sunny Varkey gestifteten Preis Ende März in Dubai entgegengenommen, kehrte er pflichtbewusst wieder in das kleine Dorf

Pwani zurück, wo er durch seinen vorbildlich gestalteten Unterricht an der Keriko Secondary School (jetzt natürlich mit deutlich größerem finanziellen Polster, um die Schule Schritt für Schritt mit modernerem Lehrmaterial ausstatten zu können) auch künftig vor allem die Überzeugung weitergeben will, dass gründliches Wissen, Ehrgeiz und technisches Talent wichtige Voraussetzungen für mehr Lebensqualität der überwiegend kleinbäuerlichen Familien der Nakuru-Region sind.

\*

Christian Pfeiffer ist pensionierter Kriminologe und war Justizminister in Niedersachsen. Ein Strafrechtler durch und durch. 2011 klopften die katholischen Bischöfe bei dem inzwischen 75-jährigen an und wollten wissen, ob er nicht zusammen mit einem von ihm zusammengestellten Expertenteam ein Forschungsprojekt über die während der zurückliegenden 60 Jahre in Einrichtungen der katholischen Kirche begangenen Missbrauchsdelikte durchführen könne. Pfeiffer sagte zu.

Schon bald mussten die Bischöfe jedoch erkennen, dass das mit Pfeiffer kein Zuckerschlecken sein würde. Um eine gründliche Aufklärung zu garantieren, hatte der Kriminologe u.a. darauf bestanden, insgesamt 5.000 Priester darüber zu befragen, wie sie's mit dem Sex im Allgemeinen und mit dem Pflichtzölibat im Besonderen halten. Gleichzeitig beabsichtigte der Hannoveraner, der intriganten Frage nachzugehen, wie und aus welchen Gründen „sovielen enttarnten Täter weiterbeschäftigt wurden“? Plötzlich, so sagte jetzt Christian Pfeiffer in einem spektakulären, zwei Seiten langen Gespräch mit dem ZEIT-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo (vgl. DIE ZEIT 17.4.2019) sei die Stimmung unter den Vertragspartnern gekippt. Am 20.12.2012 hätten schließlich die Bischöfe wegen „unüberbrückbarer Gegensätze“ ihren Auftrag zurückgezogen und in öffentlichen Erklärungen verbreitet, dass es zwischen ihnen und dem Kriminologen keine „Vertrauensbasis“ mehr gebe.

Zum ersten Mal seit sieben Jahren sprach Christian Pfeiffer in dem ZEIT-Interview nun auch über die skandalösen Begleitumstände der Trennung, auf Grund derer man mit Recht vom „Versuch der Nötigung“ sprechen könne.

Beim vorweihnachtlichen Treffen in Hannover, so Pfeiffer, habe ihm der Missbrauchsbeauftragte der Deutschen Bischofskonferenz, der Trierer Bischof Stephan Ackermann, einen „Ausstiegsvertrag“ zur Unterschrift vorgelegt, in dem er und sein Team verpflichtet werden sollten, jeglichen Vorwurf von Zensur und Kontrollwünschen der Kirche zu unterlassen. Der Jurist wörtlich: „Wir hätten zwar sagen dürfen, dass das Projekt beendet ist, aber nicht, warum.“

Im Interview stellte Lorenzo seinem Gesprächspartner natürlich die naheliegende Frage: „Hat ihnen die Kirche etwas dafür geboten?“ Und die niederschmetternde Antwort Pfeiffers: „Ja, die Kirche hat uns Geld geboten . . . um uns zum Schweigen zu motivieren . . . (wir hätten) nicht ausgegebene Forschungsmittel in Höhe von circa 120.000 Euro für sonstige Forschungszwecke behalten dürfen . . . Ich sagte dem Bischof Ackermann: wir lassen uns nicht kaufen!“

Und die Reaktion Ackermanns? Christian Pfeiffer: „Er redete mich mit Professor Pfeiffer an und erklärte . . . wenn der Zensurvorwurf nach draußen dringe, dann sei ich ein Feind der katholischen Kirche – und das wünsche er niemandem. Er erklärte weiter, dass sie meinen guten Ruf öffentlich massiv attackieren würden.“

Hat eigentlich schon jemand den Rücktritt Ackermanns gefordert? Falls nicht, tue ich das an dieser Stelle: **TRETEN SIE ZURÜCK, HERR ACKERMANN**, bevor jemand gewalttätig wird und ihnen den 1,4 Tonnen schweren Mühlstein vom Trierer Hauptmarkt an den Hals hängt . . .

\*

Wir können mit Sicherheit davon ausgehen, dass auf der bevorstehenden Amazonas-Synode im Herbst dieses Jahres auch über den großen Priestermangel in jener knapp 8 Millionen Quadratkilometer großen Regenwaldzone sowie über die mögliche Weihe von verheirateten Männern („viri probati“) gesprochen wird.

Dass bei einem solchen (um des Wohles der Menschen willen) dringend erforderlichen Schritt die Welt nicht zusammenbrechen würde, haben allein die deutschen Bischöfe in den zurückliegenden Jahrzehnten über 340-mal bewiesen, als sie verheiratete

konvertierte evangelische Pfarrer zu Priestern weihten.

Hätte nicht der in Augsburg lebende Chef des ultrakonservativen „Forums Deutscher Katholiken“, Hubert Gindert, laut protestieren müssen, als Konrad Zdarsa dort im Oktober 2018 die beiden zur katholischen Kirche übergetretenen, verheirateten ehemaligen evangelischen Pfarrer Andreas Theurer und André Schneider zu Priestern weihte? Von Gindert war kein Piep zu hören. Er und seine Freunde fanden vielmehr die Weihe der beiden voll in Ordnung, zumal ja Zdarsa in seiner Ansprache ausdrücklich hervorgehoben hatte, dass die Weihedispenz für die verheirateten Männer nichts mit „kurzschlüssigen, pragmatischen Überlegungen einer Ortskirche in Zeiten des Priestermangels“ zu tun hätte. Zusammen mit dem Chefredakteur des in Regensburg erscheinenden kirchenkritischen Magazins „Pipeline“, Berthold Starzinger (dessen Team wir von hier aus freundschaftlich grüßen!), kann auch ich nur erstaunt fragen, wieso die Vertreter der Amtskirche ganz offensichtlich keinerlei Gewissensbisse verspüren, wenn sie mit fast frivoler Selbstverständlichkeit „Ausnahmen von der Regel“ machen.

Ist es für unsere Herren Bischöfe denn nicht widersprüchlich, wenn sie verheiratete protestantische Pfarrer mit offenen Armen empfangen, katholischen Pfarrern aber, die sich irgendwann für den Bund der Ehe entscheiden, vor die Tür setzen?

Nachdem vor zwei Jahren im Bistum Regensburg die Weihe eines verheirateten und in die katholische Kirche konvertierten evangelischen Ex-Pfarrers angekündigt worden war und Bischof Rudolf Voderholzer darüber hinaus in einem Hirtenwort vom Pflichtzölibat meinte, dass selbiger in der „radikalen Nachfolgeerwartung“ Jesu begründet sei, welcher von seinen Jüngern verlangte, „alles zu verlassen“, hatte Berthold Starzinger in der Pipeline-Ausgabe 2/2017 dankenswerterweise die Geistesgegenwart, seinen Ortsbischof zu fragen, ob er dem aus der protestantischen Kirche kommenden künftigen Neupriester nicht konsequenterweise eine „Ehescheidung“ nahelegen müsste. Klar, dass die Pipeline-Crew von Bischof Rudolf keine Antwort bekam.

\*

Einmal mehr möchte ich unseren werten LeserInnen einen gelegentlich Blick in die „Homepage“ unseres geschätzten Mitarbeiters Hermann Häring ([www.hj.haering.de](http://www.hj.haering.de)) empfehlen, auf der der renommierte Dogmatiker seine brillanten Analysen für ein breiteres Publikum freistellt.

Unter der Überschrift „Ende der Schweigespirale“ ging Häring u.a. auf das Gespräch der „Herder Korrespondenz“ (Märzausgabe 2019) mit Kardinal Walter Kasper ein und zeigt sich entsetzt über die „in geradezu hochmütigem Ton“ vorgetragene Warnung des Ex-Kollegen vor neuen, innerkirchlichen Reformdebatten.

Den Aufruf Kaspers zu „geistlicher Erneuerung“ quittiert Häring in seinem Kommentar mit der Feststellung: „Die ganze Selbstbesinnung passt ihm nicht. Was von den verbrecherischen Untaten (Missbrauch etc.) ist ihm wirklich bekannt? Wie vielen Opfern hat er schon zugehört? Vor wie vielen ist er verstummt? Wie vielen hat er gesagt: „Ich glaube Ihnen“, wie das Kardinal Schönborn getan hat? Abstrakt ist sein Ruf nach ‚geistlicher Erneuerung‘ richtig, aber er tut so, als hätte seine Hierarchenklasse mit dem geistlichen Verfall nichts zu tun. Er verwechselt schlicht Ursache und Wirkung . . .

Dass jetzt ausgerechnet Walter Kasper seine Stimme erhebt, lässt sich nur mit Ironie zur Kenntnis nehmen. Seit den 1970-er Jahren propagiert er einen kirchlich naiven Umgang mit der Wahrheit und stabilisiert so alle rechthaberischen Traditionen des Katholizismus.“

\*

Auch beim Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki werden inzwischen „kleine Brötchen“ gebacken.

Vor sieben Jahren, als er bereits Erzbischof von Berlin war und von Papst Benedikt XVI. gerade zum Kardinal ernannt worden war, hatte er in einem ZDF-Interview noch mit viel „Schmackes“ verkündet, dass er und sein Kollege Marx aus München berufen seien, der deutschen Kirche ein neues Gesicht zu geben und in der katholischen Glaubenslandschaft Germaniens für einen dringend notwendigen „Umbruch“ zu sorgen. Das Kardinalsrot, so Woelki damals, erinnere ihn nun ständig an die heilige Pflicht, für seinen Glauben notfalls den Märtyrertod zu sterben.

Inzwischen begnügt sich der 2014 nach Köln versetzte Kardinal inmitten einer ganzen Serie von „Erklärungsnotständen“ in seinem Fastenhirtenbrief 2019 damit, die Gläubigen der 526 Pfarreien des Erzbistums an den „altchristlichen Brauch“ (weil es ja auch unterm Kirchendach alles schon mal gegeben hat!) zu erinnern, wonach in jeder Gemeinde am Sonntag nur eine Messe gefeiert worden sei. Angesichts der aktuellen Misere der Seelsorge plädiert der Kardinal dafür (wer fällt da nicht aus allen „Woelki“), sich auf „diese alte Tradition zurückzubedenken und sie situationsgerecht und pastoral verantwortet zu erneuern.“ Peinlich und sehr traurig, wie wenig vom 2012 so forsch angekündigten „Umbruch“ übrig geblieben ist.

\*\*\*

Magnus Striet

## Die Gesellschaft ist nicht schuld an der Missbrauchskrise!

Der Theologe Magnus Striet antwortet Benedikt XVI.

---

*Benedikt XVI. macht die "Abwesenheit Gottes" in der Gesellschaft für den Missbrauchsskandal in der Kirche mitverantwortlich. Der Fundamentaltheologe Magnus Striet findet das absurd. In seinen Augen sollte sich der emeritierte Papst eher für etwas Anderes stark machen.*

Für eine Überraschung ist er immer wieder gut, seither er vom Papstamt zurücktrat und ankündigte, künftig im Gebet zu verweilen und ansonsten schweigen zu wollen. Nun hat Benedikt XVI. sich zum Missbrauchsskandal geäußert, und führt das gesellschaftliche "Ausmaß" der Pädophilie auf die "Abwesenheit Gottes" zurück. Daran muss man wohl schließen, dass Missbrauchstäter im Klerus sich im Gefolge der 68er-Bewegung haben verweltlichen lassen. So erinnert sich Benedikt XVI. an "Sexkof-

fer", die die österreichische Regierung habe austeilten lassen. Diesen Begriff habe ich bei ihm noch nicht gelesen. Inhaltlich Neues auch nicht.

Ich bin mir relativ sicher, dass in den Human- und Sexualwissenschaften schon lange keine Texte mehr gelesen werden, die aus Rom kommen. Solche Aussagen würden auch schlicht als grotesk zurückgewiesen werden. Die Ausführung des ehemaligen Papstes lesen sich wie eine Rekonstruktion seiner eigenen Vita. Offensichtlich leidet er bis heute unter der Erschütterung, die die 68er-Bewegung bei ihm auslöste. Aber dass nun ernsthaft der gesellschaftliche Umbau in der Folge dieser Bewegung dafür verantwortlich gemacht wird, dass es zu Missbrauch durch Kleriker kam, ist absurd. Es stimmt in der Tat, dass damals pädophile Praktiken in Teilen der Reformbewegung liberalisiert wurden, aber: Hier hat man selbstständig hinzugelehrt.

### Mal Pädophilie, mal Homosexualität

Die jetzt publizierten Äußerungen von Joseph Ratzinger lassen dies nicht erkennen. Sie handeln mal von Pädophilie, dann von Homosexualität. Einschlägige wissenschaftliche Studien bestreiten einen direkten Zusammenhang zwischen homosexuellen Orientierungen und Missbrauch, weisen aber darauf hin, dass sexuell unreife homosexuell orientierte Männer ein Gefährdungspotenzial haben. Wenn der ehemalige Papst – das ist dann doch ein Novum! – offen davon spricht, dass sich in den 60er Jahren in "verschiedenen Priesterseminaren ... homosexuelle Clubs" bildeten, dann wäre es damals bereits angezeigt gewesen, über das Phänomen von Homosexualität nachzudenken und die eigene moralische Überzeugung infrage zu stellen. Dies hätte missbrauchsverhindernd wirken können.

Die kirchenintern provozierte und gepflegte Homophobie verschärft indes das Problem. Denn nicht homosexuelle Orientierungen als solche stellen ein Problem dar, sondern eine nicht in die Persönlichkeit integrierte Sexualität und ein Raum, der mit seiner Doppelmoral für entsprechende Personen attraktiv ist. Pädophile Neigungen dürfen um keinen Preis ausgelebt werden, weil sie Menschen ein Leben lang traumatisieren können; gleiches gilt für den Missbrauch

von Minderjährigen. Für homosexuell liebende Menschen aber nicht.

Es macht mich sprachlos, dass Joseph Ratzinger im Jahr 2019 ausgerechnet im Kontext der Missbrauchsdebatte nochmals an die Auseinandersetzungen um das Konzept einer auf Autonomiefüße gestellten Moral nach dem Konzil erinnert. Er insinuiert, hier sei die eigentliche Verantwortung für Missbrauch in der katholischen Kirche zu suchen. Er selbst, dessen Bücher in Priesterseminaren "wie schlechte Bücher" hätten "verborgen" werden müssen, man habe sie "gleichsam nur unter der Bank" lesen dürfen, und Johannes Paul II. seien, so muss man den Text wohl verstehen, die eigentlichen Missbrauchsbekämpfer gewesen. Letzterer mit seiner Enzyklika "Veritatis Splendor" (1993), die nochmals die Wahrheit von objektiven Normen einschärfte. Macht dies ein Autonomiedenken nicht? Schärft dies nicht die Norm unbedingt zu achtender Menschenrechte ein?

Benedikt XVI. baut einen Popanz auf, um einen Schuldigen dafür ausmachen zu können, warum Missbrauch stattfand – und: systematisch vertuscht wurde. Letzteres spielt bei ihm im Übrigen nur eine untergeordnete Rolle. Weder ist eine an Freiheitsrechten orientierte Moral Schuld an Missbrauch, weil Freiheit hier nicht meint, Begierden hemmungslos ausleben zu dürfen. Das gesamte Werk von Benedikt XVI./Joseph Ratzinger ist durchzogen von einem Furor gegen Neuzeit und Moderne, die er aber nur als Verfallsgeschichte wahrnimmt. Noch die Veränderung der sozialen Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dann müsste er erst einmal erklären, wie es eigentlich zu sexuellem Missbrauch kam, bevor die 68er-Bewegung die angeblich so schöne heile Welt zerstörte, in die er sich offensichtlich zurückträumt. Und gab es nicht auch massiven Missbrauch in Ländern, die erst in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts demokratisiert wurden? Konnte sich Missbrauch nicht gerade in autoritären Strukturen verbreiten?

### Wer hat eigentlich die Bischöfe ernannt?

Wirksam gewesen wäre, die Ortsbischöfe strikt anzuweisen, in Verdachtsfällen konsequent mit den Staatsanwaltschaften vor Ort zusammen zu arbeiten und zu sanktio-

nieren, wenn sie dies nicht tun. Ist dies geschehen? Warum eskaliert die Situation erst im Jahr 2018? Wer hat eigentlich die Bischöfe ernannt, die jetzt unter heftigen Vertuschungsvorwürfen stehen? Oder die selbst zu Tätern wurden? Sind das Alt-68er? Zwar sind Maßnahmen ergriffen worden. So wurde etwa die Glaubenskongregation im Kampf gegen beschuldigte Kleriker gestärkt. Aber ging es hier um die Betroffenen? Oder doch mehr um das Pries-teramt? Wenn sich Joseph Ratzinger, der über lange Zeit Präfekt der Glaubenskongregation war, dafür einsetzen will, dass den Opfern von sexualisierter Gewalt zumindest insofern Gerechtigkeit widerfährt, als die Wahrheit ans Licht kommt, dann sollte er sich dafür stark machen, dass die in der Glaubenskongregation seit dem Jahr 2000 gehorteten Unterlagen einer unabhängigen Untersuchung zugeführt werden. Dies wäre hilfreicher, als sich über "Sexkoffer" aufzuregen, die die österreichische Regierung irgendwann zu Aufklärungszwecken in den 1970er Jahren herausgab. Die Missbrauchsproblematik wird die katholische Kirche noch lange beschäftigen, über missbrauchsbegünstigende theologische Denkfiguren ist noch viel zu wenig gearbeitet worden. Der Text von Benedikt XVI. bietet ein Lehrstück dafür, dass eine bestimmte Theologie die Probleme überhaupt nicht angemessen in den Blick bekommen kann. Die Gründe werden an die böse Welt oder an den Teufel externalisiert, anstatt sich den Wissenschaften der Gegenwart zu öffnen. (katholisch.de)

*Magnus Striet ist Professor für Fundamentalthologie an der Universität Freiburg im Breisgau.*

\*\*\*

Horst Hohmann

## Missbrauch – wir brauchen endlich Transparenz

In der letzten Nummer von „imprimatur“ hatte ich unseren LeserInnen für Heft 2/2019 eine Nachbetrachtung zum „Missbrauchs-Gipfel“ versprochen, der vom 21.

bis 24. Februar dieses Jahres in Rom stattfand und auf dem sich rund 190 Vertreter von Bischofskonferenzen aus aller Welt zusammen mit dem Papst über verbindliche Richtlinien zur „Aufarbeitung“ der in kirchlichen Einrichtungen begangenen Sexualstraftaten berieten.

Die Februar-Konferenz werde ich in meiner Nachbetrachtung nur mit einigen wenigen kritischen Einwänden und Beobachtungen streifen, um dann noch auf vier wichtige Aspekte des „Aufarbeitungs-Programms“ einzugehen: dem von den deutschen Bischöfen auf ihrer Frühjahrsvollversammlung 2019 in Lingen behandelten Themenpaket „Macht-Pflichtzölibat-Sexualität“. Dem Umgang mit Tätern und Opfern. Dem neuen Gesetz für Bischöfe, die ihre Amtspflichten verletzen. Der Transparenz. Zunächst zum Missbrauchs-Gipfel. Eine Enttäuschung, wie manche meinten, war er definitiv nicht. Denn er hat trotz aller Mängel mich und viele andere nachdenklich gestimmt.

Mit offener Bewunderung habe ich mich z.B. einmal mehr gefragt, wieso sich Papst Franziskus mit seinen doch immerhin schon 82 Jahren auf dem Buckel diesen ganzen „Marathon“ noch antut, während die meisten anderen Menschen seines Alters den Ruhestand in vollen Zügen genießen? Von den Intrigen und hinterhältigen Attacken seiner Gegner, die ihm ständig Knüppel zwischen die Beine werfen und ihm das Leben zusätzlich schwer machen, will ich hier nur am Rande sprechen.

Einfach so nebenher hat Franziskus die Chefs der Bischofskonferenzen dann bestimmt nicht zusammengetrommelt. Da steckt Arbeit und viel Überredungskunst dahinter, die Trägen und Widerspenstigen einzubestellen und sie an ihre Amtspflichten zu erinnern.

Dass einige Konferenzteilnehmer aus Afrika in Rom ganz offen zu verstehen gaben, den Aufklärungseifer der Europäer für „reichlich übertrieben“ zu halten, darf vielleicht auch deshalb nicht überraschen, weil sie es sich mit den Geldgebern aus dem „hohen Norden“ nicht verderben möchten. Sie folgen darum der auch in ihrer Heimat bestens bekannten Regel, „dass man schlafende Hunde nicht wecken soll“, d.h. sie vermeiden es tunlichst, wegen möglicher „Verstöße gegen den Zölibat“ Alarm zu schlagen und sich entsprechende Abmah-

nungen oder gar Strafaktionen aus Rom einzuhandeln.

Gar nicht begeistert hat mich der Umstand, dass Papst Franziskus bei der Debatte in Rom den Leibhaftigen ins Spiel brachte und die alte schaurige These vertrat, dass der Teufel letztlich halt doch der Hauptverantwortliche für den ganzen Schmutz ist, der von außen in die Kirche hineingetragen wird. Leider deutet nichts darauf hin, dass der Argentinier demnächst vielleicht doch noch „Abschied vom Teufel“ (Titel des 1969 veröffentlichten Buches von Herbert Haag) nehmen wird.

Im Nachhinein, so vermute ich, werden auch Franziskus Zweifel gekommen sein, ob er nicht wenigstens einige der zu Parallelveranstaltungen nach Rom gekommenen zahlreichen Betroffenen (um die es ja in erster Linie ging!) in die Konferenzhalle hätte rufen sollen – durchweg Leute, die nach der ihnen zugefügten Gewalt oft zwanzig oder gar dreißig Jahre keinen Aufschrei mehr über die Lippen brachten und jetzt verständlicherweise jedesmal verzweifelt reagieren, wenn sie befürchten müssen, irgendjemand könnte ihnen erneut das Wort entziehen oder sie als Lügner hinstellen. Da wir in den imprimatur-Ausgaben vergangener Jahre immer wieder mit z.T. großer Ausführlichkeit über Ursachen und Auswirkungen des Missbrauchs sowie über die innerkirchlichen Reaktionen auf den Skandal geschrieben haben, werde ich mich bei der Skizzierung der oben genannten vier Punkte kurz halten.

Punkt 1: Angesichts der während der vergangenen Jahre immer wieder registrierten Versuche der Amtskirche (vgl. in dieser Ausgabe „HimmelHerrgottSakrament“ und die Kommentierung des Pfeiffer-Interviews aus DIE ZEIT), Tabu-Themen unter den Teppich zu kehren und, wie Kardinal Reinhard Marx 2014 in München, deren Diskussion als „irrelevant“ zu bezeichnen, stimmt es mehr als zuversichtlich, dass die deutschen Bischöfe in Lingen bereit waren, sich ohne irgendwelche Schönfärberei von der jungen Erfurter Theologin Julia Knop durch die kontroverse Themenlandschaft „Macht-Pflichtzölibat-Sexualität“ führen zu lassen, um evtl. zu entdecken, welche ursächlichen Zusammenhänge zwischen „Dreigestirn“ und Missbrauch bestehen: hatten beispielsweise Triebtäter bisher nicht vor allem auch deshalb leichtes Spiel,

weil sie in „höherem Auftrag“ unterwegs waren? Weil sie mit Sex und sonstigen irdischen Dingen angeblich nichts am Hut haben und darauf ausdrücklich „um des Himmelreiches willen“ verzichten? Haben nicht Zehntausende von Opfern jenen, die ihr Leben zerstörten und sie zu körperlichen und seelischen Krüppeln machten, nicht in erster Linie deshalb blind vertraut, „weil ein Priester keiner Fliege was zu Leide tut“? Ja, und verleiht es den Priestern nicht eine immense Macht, wenn sie auf alles, was sie tun oder lassen, den Stempel „gottgewollt“ aufdrücken können? Wenn ihre Befehle und ihre Verbote „gottgewollt“ sind? Wenn der von ihnen verlangte Gehorsam „gottgewollt“ ist? Wenn ihre Manipulationen und Verführungen als „gottgewollt“ gerechtfertigt werden?

War es unter diesen Voraussetzungen nicht naheliegend, dass sich fromme Katholiken von kindauf respektvoll vor jenen verbeugen, die nach den Worten des berühmten Pfarrers von Ars - zitiert von Papst Benedikt XVI. im Priesterjahr 2009/2010 - über höchst wundersame Kräfte verfügen („Oh, wie groß ist der Priester . . . Er spricht zwei Sätze aus und auf sein Wort hin steigt der Herr vom Himmel herab und schließt sich in eine kleine Hostie ein“)?

Punkt 2: Hier nur zwei Fragen, auf die ich seit geraumer Zeit gerne eine christliche Antwort hätte. Was geschieht eigentlich mit den Tätern, wenn sie zwangsweise in den Laienstand (ist´s nicht pervers, dies als Höchststrafe zu betrachten?) zurückversetzt werden und aus ihren Orden und ehemaligen Bistümern ausscheiden bzw. rausfliegen? Wer sorgt sich um sie und garantiert, dass sie nicht rückfällig werden? Schließlich die Betroffenen samt ihren Familien und Helfern: Wer in unserer Kirche ist nur auf diesen gottlosen Gedanken gekommen, man könne die Opfer und ihre Familien mit ein paar lumpigen, dreckigen 5.000 Euro abspeisen – viel weniger als die Hälfte des Monatsgehalts von Kardinal Rainer Maria Woelki? Wäre es nicht ein Klacks für den Verband der deutschen Bistümer, aus seinem prall gefüllten Säckel ein paar Milliönchen für die von Betroffenen gegründeten Kinderschutzorganisationen (wie z.B. den „Eckigen Tisch“ von Matthias Katsch oder das „NetzwerkB“ von Norbert Deneff) locker zu machen?

Und überhaupt, ist es nicht wirklich aller

höchste Zeit, in Staat und Kirche alle Missbrauchs-Verjährungsfristen abzuschaffen, radikal?

Punkt 3: Das am 1. Juni in Kraft tretende neue Kirchengesetz, nach dem Bischöfe künftig mit Entlassung rechnen müssen, wenn sie klerikale Sexualstraftäter in Schutz nehmen und deren Verbrechen vertuschen, ist ohne Zweifel ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung. Man darf hier ruhig an den Paragraphen 258 StGB über Strafvereitelung erinnern, welcher lautet: „Wer absichtlich oder wissentlich ganz oder zum Teil vereitelt, daß ein anderer dem Strafgesetz gemäß wegen einer rechtswidrigen Tat bestraft oder einer Maßnahme (§ 11 Abs. 1 Nr. 8) unterworfen wird, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft“.

Dürfen da künftig auch staatliche Ermittlungsbehörden ein Wörtchen mitreden und wird die Abberufung dann eine formale und öffentlich begründete Entlassung sein oder wieder so wie in Chile ein „durch die Hintertür“ eingereichtes Rücktrittsangebot, dem der Papst dann über diplomatische Kanäle stattgibt?

Punkt 4: Mit der verwerflichen Geheimniskrämerei, dieser mafiös praktizierten „Omertá“ bzgl. des Missbrauchs muss endlich Schluss sein. Wir wollen beispielsweise wissen, wieso der laut Zeugen dem Papst übergebene lange Brief eines Opfers sich plötzlich in Luft aufgelöst hat? Es darf sodann künftig nicht mehr zulässig sein, dass ein mit schwersten Anklagen prall gefüllter, 2.300 Seiten langer Untersuchungsbericht (vgl. den in Chile zusammengestellten Scicluna-Bericht vom April 2018) einfach in einer Schublade verschwindet und selbst für Betroffene unter Verschluss gehalten wird. Weil wir dokumentarisch belegen können, wie im ganzen desolaten Umfeld des in kirchlichen Einrichtungen begangenen sexuellen Missbrauchs immer wieder skrupellos gelogen, getrickt und manipuliert wird, ist Transparenz in der Sache längst oberstes Gebot. Mich und viele andere interessiert es noch immer, ob der ehemalige Bischof des südchilenischen Bistums Osorno, Juan Barros, der dort von Papst Franziskus 2015 gegen den heftigen Widerstand vieler aufrichtiger Priester und Laien „gewalttätig“ durchgesetzt worden war, letztlich wegen Verletzung der Meldepflicht gefeuert wurde oder nur „um endlich wieder

Frieden im Laden zu haben“? Wir brauchen Transparenz!

\*\*\*

Irmgard Rech

**„Wenn doch auch du an diesem Tag erkannt hättest, was dir Frieden bringt.“ (Lk 19,42)**

**Eine Kirche mit Ohrstöpseln gegen die Mahnrufe der Frauen („Maria 2.0“)**

Im Lukasevangelium weint Jesus über Jerusalem. Die Stadt hat die Zeit nicht erkannt, zu der sie sich zum Frieden des Gottesreiches bekehren konnte, und wird daher ihrem Untergang entgegengehen. Auf den beklagenswerten Zustand unserer Kirche bezogen, lässt sich vergleichend sagen: Auch das wird sie bald nicht mehr sein, eine von Männern gelenkte Frauenkirche, sollten die Forderungen der Protestbewegung „Maria 2.0“ vom 11. bis 18. Mai an den Ohren der Kirchenmänner vorbeigehen und in den Wind gesprochen bleiben. Die streikenden Demonstrantinnen fordern in der Hauptsache ein Amtsverbot für Missbrauchstäter und für alle, die geduldet und vertuscht haben, dazu eine geschlechtergerechte Kirche mit dem Zugang der Frauen zu allen Weiheämtern. Statt stolz zu sein auf solche Frauen, die nicht nur edel, hilfreich und fromm sein wollen, sondern sich auch für eine dringende Erneuerung der Kirche einsetzen und es geschafft haben, eine bundesweite Streikbewegung auf die Beine zu stellen, winkt man ihnen ab mit erbärmlich nichtssagenden Argumenten: Streik und Protest seien „nicht hilfreich“, „eher kontraproduktiv“ (Bischof Ackermann), und „wer eine neue Kirche erfinden wolle und an ihrer DNA herumschraube, der sei auf dem Holzweg“ (Kurienerzbischof Georg Gänswein). Erschreckend die Herabwürdigung und Geringschätzung

fraulichen Handelns und Denkens, die von vorneherein aus den Worten dieser Kirchenführer spricht. Erschreckender noch die Worte von Papst Franziskus, die er kurz vor dem Proteststreik der Frauen vor 850 Ordensoberinnen aus aller Welt in Rom geäußert hat: Die Kirche könne nicht die Offenbarung ändern. Soll er dabei wirklich nicht die geringste Scham gespürt haben, vor so vielen achtenswerten Frauen die männlichen Machtstrukturen als gottgegeben und gottgewollt zu verteidigen? Sollte sich nie ein eigenes ethisches Gefühl gemeldet haben, dass er Gott eine Ungerechtigkeit in die Schuhe schiebt? Sollte er nie darüber nachgedacht haben, welch einen Gott er damit allen katholischen Frauen zumutet? Sie sollen an einen Gott glauben und einen Gott lieben, der nur Männer im Amt haben will und ihnen einen minderen Rang zuweist, weil er sie als Frauen weniger wertschätzt?

Während des Streiks haben Frauen sich geweigert, eine Kirche zu betreten und haben zeitgleich zu der vom Priester zelebrierten Eucharistie vor der Kirche oder dem Dom einen Gottesdienst gefeiert. Als prophetisches Zeichen gelesen enthält es die Mahnung: Jeder Kirchenraum und jede Eucharistiefeier spricht aus, dass es hier keine Geschlechtergerechtigkeit gibt, dass es hier für Frauen keine Partizipation im Weiheamt geben darf. Hier ist kein Ort, der den Geist der Geschwisterlichkeit spüren lässt, wie ihn Jesus gewollt hat. Hier ist kein Ort des guten Zusammenlebens von Mann und Frau. Hier droht sexueller Missbrauch von Männern an Kindern und Frauen. Die Folge: Die Kirchen leeren sich. In der Stadt Freiburg riefen protestierende Frauen zur Demo für mehr Gleichberechtigung auf, und das parallel zur Feier einer Priesterweihe im Münster. Als prophetisches Zeichen verstanden hebt es ins Bewusstsein: In der architektonisch so schönen Münsterkirche wird gefeiert, dass sakramentale Gnaden nur aus Männerhänden in die Welt fließen, auch das nur dann, wenn diese jungen Männer zölibatär leben, d.h. in der Distanz zur Frau. Als Wort-zum-Sonntag-Sprecherin musste ich mir empörte Telefonanrufe gefallen lassen: Das Wort Gottes in der Öffentlichkeit zu verkündigen sei Aufgabe der geweihten Priester und nicht einer Frau, erst recht keiner verheirateten.

Auf ihren Plakaten forderten die Frauen, übrigens auch zusammen mit Männern, die Abschaffung des Pflichtzölibats. Bleibt er bestehen, bleibt auch die Vorstellung, die Frau sei primär ein Sexualwesen, von dem für den Mann Gefahren ausgehen. Mannsein genügt und bedarf keiner Ergänzung oder Bereicherung durch die Frau. Eine neue, befreiende christliche Sexualmoral, welche die Frauen für dringend notwendig halten, ist so kaum denkbar.

In dem offenen Brief der Initiatorinnen von „Maria 2.0“ an Papst Franziskus heißt es: *„Wir glauben, Jesus von Nazareth hat Männern UND Frauen seine befreiende Botschaft der Liebe verkündet.“* Dass die katholische Kirche als Männerkirche Jesu Botschaft der Liebe und Gerechtigkeit verkündet und handelnd für sie einsteht, das glauben immer weniger Menschen. Der Geist, der ausschließt, vergiftet den Geist Jesu. Unter den wichtigsten Institutionen, die am meisten zum Gemeinwohl beitragen, steht die römisch-katholische Kirche an 102. Stelle. Die evangelische Kirche, in der Frauen als Pfarrerin wirken, erreicht immerhin Platz 19.

Sollten die führenden Männer in unserer Kirche sich noch Zeit lassen, ihre Stöpsel aus den Ohren zu ziehen oder sie gar im Ohr belassen, dann ist die Schlusskatastrophe absehbar. Ich frage mich zusammen mit dem Mann aus einem Leserbrief in unserem Trierer Bistumsblatt vom 19. Mai, ob diese „Entscheidungsträger“ wohl nachts noch friedlich schlafen können „beim permanenten Verstoß gegen den Willen Gottes“.

\*\*\*

Pfarrer Karl Josef Wendling

**Predigt am 5. Sonntag der Osterzeit (19.05.2019) in St. Ludwig, Saarlouis**

Liebe Gemeinde!

In unserer römisch-katholischen Kirche gärt es und brodeln es und bröckelt es. Immer wieder sorgt sie für Schlagzeilen, leider

vor allem für negative. Um nur das Wichtigste zu nennen: Die schlimmen Missbrauchsfälle an Kindern durch Priester und der Umgang damit, die zahlreichen Kirchengaustritte, der Rückgang der Gottesdienstteilnehmer, der Priestermangel, die Frauenfrage. All das betrifft nicht nur Deutschland, sondern – bis auf wenige Ausnahmen – die Weltkirche. Der Ruf nach Reformen wird immer lauter. Und ich denke, wenn wir sonntags unseren Glauben miteinander feiern, muss auch das, wenigstens gelegentlich, zur Sprache kommen.

Eine Reaktion auf die besorgniserregenden Veränderungen war in unserem Bistum die Synode von 2013-2016, die Bischof Stephan Ackermann einberufen hat. Diese Synode hat eine Reihe von Maßnahmen beschlossen. Die einschneidendste davon ist die Errichtung von 35 Großpfarreien – aus ursprünglich 887. Damit verbunden ist die Auflösung der bisherigen Pfarreien, Pfarreiengemeinschaften und Dekanate. Es gibt dann auch neue Gremien. Am 1. Januar 2020 sollen die ersten 15 Großpfarreien oder „Pfarreien der Zukunft“ mit ihrer Arbeit beginnen. Diese Großpfarreien werden von vielen skeptisch gesehen. Viele treibt die Sorge um, dass die Kirche im Dorf bleibt. Auf der anderen Seite begreifen alle, dass es nicht einfach so weitergehen kann.

Die Synode gibt auch neue Formen der Leitung und der Zusammenarbeit vor. Die Pfarreien der Zukunft sind immer noch priesterzentriert. Deswegen sind es auch nur so wenige. Aber hauptamtlichen Laien und Ehrenamtliche sind in die Leitung mit eingebunden. Die vorhandenen Kräfte sollen gebündelt und gezielter eingesetzt werden. Das alles verlangt ein Umdenken über den eigenen Kirchturm hinaus. Anders haben wir keine Zukunft. Das ist in vielen Pfarreiengemeinschaften schon eingeübt worden. Manche haben es aber noch nicht verstanden. Der Weg, den wir nach der Synode gehen, ist ein Abenteuer. Keiner weiß ja genau, welches der richtige Weg ist. Wir werden noch manches Lehrgeld bezahlen. Aber nichts machen, aus Angst etwas falsch zu machen, geht nicht. Also gehen wir mal die ersten Schritte auf dem Weg, in den viele in den letzten Jahren eine Menge Arbeit und Überlegung investiert haben.

Ich habe mich entschieden: Ich gehe den Weg jetzt mit trotz mancher Bedenken. Ich

werde, solange ich noch kann, weiter da Dienste übernehmen, wo ich als Pfarrer gebraucht werde. Weil Jesus meine Stimme noch braucht....

Aber deswegen ist meine Stimme auch kritisch. Es gibt wichtige Themen, die bei den neuen Wegen, die wir heute gehen müssen, wagen müssen, von den Bischöfen bewusst ausgespart werden. Ich mache mir Sorgen, dass mein schöner Beruf, den es schon seit dem 2. Jahrhundert in der Kirche gibt, ausstirbt. Er steht auf der „roten Liste“. Natürlich hatte der Beruf des Pfarrers nicht immer die Ausprägung wie heute. Ein Zimmermann heute arbeitet auch anders und Anderes als der hl. Josef. Der heutige Abschnitt aus der Apostelgeschichte (14,21b-27) lässt uns einen Blick auf die Entstehung der ersten christlichen Gemeinden werden. Paulus und Barnabas haben in einigen Städten Kleinasiens für den Glauben an Jesus, den Christus, den Heiland geworben, mit Erfolg. Bevor sie weiterziehen, setzen sie Älteste, griechisch „Presbyter“ ein. Daraus ist unser Wort „Priester“ geworden. Ihnen wird die Leitung der Gemeinde übertragen. So kannten sie es von den jüdischen Gemeinden.

Es sind Männer, die von Christus und seinem „Neuen Weg“ begeistert und von ihrer Gemeinde anerkannt sind. Von Personal-mangel ist da nirgendwo die Rede. Auch nicht von Zölibat. Diese Männer hatten alle ihre Familie und ihren Beruf. Später werden auch Frauen Leitung übernehmen, etwa die Purpurhändlerin Lydia in Philippi. Ihr Haus wird nach der Apostelgeschichte zum ersten Versammlungsort von Christen auf europäischem Boden.

Was ist das heute für ein selbstgemachtes Problem in unserer römischen Kirche. Schon seit Jahrzehnten gehen die Zahlen der Pfarrer zurück, massiv. In unserem Bistum haben Pfarrgemeinderäte schon vor 30 Jahren Eingaben an den Bischof gemacht: Setzen Sie sich in der Bischofskonferenz und in Rom dafür ein, dass der Pflichtzölibat aufgehoben wird. Und: Wir können uns auch vorstellen, dass Gemeinden geeignete Männer mit Zivilberuf und Familie dem Bischof zur Weihe als Pfarrer vorschlagen. Die gab es damals noch. Es wurde alles abgeblockt.

Damit wir uns nicht missverstehen: Der Verzicht auf Ehe und Familie kann etwas Wertvolles und Sinnvolles in unserem Beruf sein. Und ich habe meinen Weg nie bereut. Aber es muss doch nicht für jeden die Bedingung sein. Ich kenne eine Reihe Pfarrer, die waren mit Herzblut dabei. Aber sie haben gespürt: Ich sehne mich nach einer Partnerin. Mit 25 Jahren weiß man das nicht unbedingt. Man liebt den Beruf und glaubt, dass man es schafft. Wieviele Begabungen lassen wir so ins Leere laufen, weil wir Hürden aufstellen, die so nicht sein müssen und auch nicht auf Jesus zurückgehen. Langsam wagt sich der eine oder andere Bischof aus der Deckung, weil der Druck der Basis zunimmt.

Und dann das Drama mit den Frauen, die jetzt energisch aufbegehren. Sie dürfen ja mittlerweile Gemeindeferentin und Pastoralreferentin werden und sogar Professorin der Theologie. Im Trierer Generalvikariat gibt es sogar schon eine „Priesterreferentin“. Aber zum Weiheamt will unsere Kirchenleitung Frauen partout nicht zulassen. Jesus wäre dagegen, sagt man. Lieber immer weniger Pfarrer als Frauen. Manche sagen mit Blick auf die evangelische Kirche: Wenn wir Frauen als Pfarrer haben, werden die Kirchen auch nicht voller! Darum geht es nicht. Es geht darum, dass auch Frauen ihr Charisma, ihre Berufung leben können und dürfen. Ich bin sicher: Auch diese Männerbastion wird eines Tages fallen. Spätere Generationen werden den Kopf über uns schütteln. Ich begreife immer mehr, dass sich das Kirchenvolk zu Wort melden muss. Ohne den Druck von unten wird nur endlos geredet, und es ändert sich nichts. Wir können das Schicksal der Kirche nicht den Bischöfen und der Kurie in Rom allein überlassen. Die leben größtenteils noch in einer anderen Welt. Katholiken müssen mehr protestieren. Es ist die Stunde der Laien. Auch sie haben in Taufe und Firmung den Geist empfangen. Deswegen finde ich den Protest der Frauen Maria 2.0 in der vergangenen Woche und gestern in Saarbrücken nicht nur hilfreich, sondern auch notwendig. Auftreten ist besser als austreten. Amen.

\*\*\*

Pastor Lutz Schultz, Pfarreiengemeinschaft Simmern

## Maria 2.0 – Predigt am 19.5.2019 (5. Ostersonntag C)

Lies: Offenbarung 21,1-5a, Lukas 1,46-55

„Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Und hörte, wie der, der auf dem Thron saß, sprach: Seht ich mache alles neu.“ Wie ist das mit dem Neuen, mit der Erneuerung?

Die Schlagzeilen in der Zeitung am Freitag hießen: „Katholikinnen platzt der Kragen“ – und auf der ersten Seite: „Bischof tadelt *Maria 2.0*“. An vielen Orten in Deutschland haben Katholikinnen gestreikt. Nicht für einen höheren Lohn, sondern für eine gleichberechtigte Anerkennung in ihrer Kirche. Das ging schon los bei der Frühjahrsvollversammlung der Bischöfe in Lingen, als Frauen und Ordensfrauen die Bischöfe mit einer Protestgruppe empfangen. Seitdem geht es hoch her. Die Bischöfe haben sich teilweise verständnisvoll geäußert, aber überwiegend kritisch. Es gibt jetzt auch schon eine Frauen-Gegenbewegung. Die heißt *Maria 1.0*. (Das ist auch humorvoll: Braucht das, wofür Maria steht, einen Upload? Oder „reicht“ das Original?)

Viele, v.a. Ältere erschrecken: Streik in der Kirche? Darf man das? Im demokratischen Denken ist der Streik aber ein wichtiges Mittel, um Anliegen deutlich zu machen? Warum nicht auch in der Kirche?

Es geht um die ernste Frage: Soll die traditionelle Rolle der Frauen in der Kirche bleiben, wie sie ist? Oder muss sich etwas ändern? Neuer Himmel, neue Erde – seht, ich mache alles neu. Darum wird ganz konkret gestritten: Frauen finden sich immer weniger damit ab, dass sie zwar das Leben in den Gemeinden maßgeblich mittragen, aber von wichtigen Positionen bleiben sie ausgeschlossen, besonders von den sakramentalen Ämtern: von der Diakonenweihe und von der Priesterweihe.

Die Frage danach ist überhaupt nicht neu. Die Synode der deutschen Bischöfe hat das Anliegen schon 1975 in Rom vorgetragen. Damals kam überhaupt keine Antwort. Papst Johannes Paul II. hat den Ausschluss der Frauen in einem Schreiben fast 20 Jahre später sehr definitiv erklärt mit dem Argument; Papst Benedikt XVI. hat es bekräftigt: Die Kirche habe kein Recht, Frauen zu weihen. Warum? Weil Jesus Männer zu Aposteln berufen habe und es seitdem eine eindeutige Tradition der Kirche gebe. Darauf berufen sich bis heute die Vertreter des Status quo.

Aber die Frage ist nicht zur Ruhe gekommen. Es hat zum Beispiel in Waldbreitbach drei theologische Diakonats-Ausbildungskurse für Frauen gegeben. Sie haben gesagt: Wenn die Bischöfe uns weihen, sind wir bereit.

Es gab in den über 40 Jahren eine breite theologische Diskussion mit dem Ergebnis, dass es biblisch keine Gründe dagegen gibt. Jesus hat Männer zu Aposteln berufen, weil er mit ihnen die 12 Stammväter Israels repräsentieren wollte, um zu zeigen: Gott sammelt das neue Gottesvolk. Die Berufung von Männern zu Aposteln ist aus dem sozialen und kulturellen Umfeld der damaligen Zeit begründet. Nicht zu vergessen aber Maria Magdalena, oder die Frauen, die in den paulinischen Gemeinden Leitungspositionen hatten.

Überhaupt sind die sakramentalen Ämter, die wir jetzt haben, so gar nicht in der Bibel zu finden, weil Jesus und die ersten Christen an das Reich Gottes, aber gar nicht an eine verfasste Kirche gedacht haben. Jesus hat nicht gesagt: „Kehrt um und glaubt an die katholische Kirche, sondern kehrt um und glaubt an das Reich Gottes.“ Die Kirche hat deshalb ihre Ämter immer nach den jeweiligen Erfordernissen der Zeit und des Ortes ausgestaltet, wie sie gebraucht werden, um das Evangelium zu verkünden.

Ich finde es deshalb sehr seltsam, wenn in Rom nach über vier Jahrzehnten der Diskussion und nach allem, was klar zutage liegt, eine Kommission eingesetzt wird, um das zu erforschen. Was haben Theolog\*innen denn 40 Jahre lang gemacht? Ich wüsste gerne, was diese Kommission macht. Oder wenn der eine Bischof sagt, es müssten erst geschichtliche Anhaltspunkte

dafür gefunden werden. Oder ein anderer Bischof sagt, allzu einfache Antworten auf komplizierte Fragen könne es nicht geben. Wenn eine Antwort allzu einfach ist, ist es doch die Antwort, Frauen pauschal von den Ämtern auszuschließen. Klingt so der Geist, der alles neu macht?

- Überhaupt: Warum werden die Frauen mit ihren Anliegen so abgeblockt?
- Warum erkennt man nicht in ihrer jahrzehntelangen Geduld und in ihrer Einmütigkeit und vor allem in ihrer unbegreiflichen Liebe zur Kirche ein Zeichen dafür, dass Gott hier etwas will?
- Warum müssen überhaupt Männer Frauen ihren Platz in der Kirche zuweisen und können nicht wahrnehmen, wo die Frauen ihren Platz selber sehen? Warum kann man die Frauen nicht fragen: Wo seht ihr euren Platz in der Kirche? Wo erkennt ihr eure Berufung? Wie können wir euch dabei helfen?
- Warum misstraut hier die Kirche dem, was ganz deutlich neu werden will? Wir stehen z.Zt. in unserem Bistum in einem Anhörungsverfahren vor der Errichtung der neuen Pfarreien. Der Bischof hat die Gesetze vorgelegt, die das ordnen sollen. Alle Räte sollen jetzt dazu Stellung nehmen. Unsere Pfarrgemeinderäte haben gesagt: In dem neuen Leitungsteam der Pfarrei, das aus 5 Personen besteht, sollen mindestens 2 Frauen sein (also eine Frauenquote). Der Verwaltungsrat Ravensburg ist noch weiter gegangen und hat gesagt: Auch Frauen sollen zu Priestern geweiht werden. Ich freue mich, dass es diesen Mut für das Neue bei uns gibt. Wenn Katholikinnen heute der Kragen platzt, dann haben sie dafür sehr viel Grund. Wenn sie das Maria 2.0 nennen, glaube ich auch, sie haben Maria dabei auf ihrer Seite. Denn sie hat mit ihrem Ja Raum geschaffen für den Gott, der die Dinge nicht beim Alten lässt. Sie hat mit ihrem Ja den neuen Himmel und die neue Erde möglich gemacht. Sie soll die Frauen inspirieren, die heute die Kirche erneuern wollen.

\*\*\*

Theo Mechtenberg

## Die Polnische Bischofskonferenz und die kirchlichen Missbrauchsfälle

Am 14. März 2019 befasste sich die Polnische Bischofskonferenz mit den sexuellen Vergehen ihrer Priester an Minderjährigen. Der Direktor des Statistischen Instituts der katholischen Kirche gab das für den Zeitraum 1999 – 2018 ermittelte Ergebnis bekannt: 382 Fälle, davon 198 sexuelle Übergriffe auf Jugendliche unter 15 Jahren. Verübt wurden die Vergehen von 74 Ordens- und 41 Diözesanpriestern. Knapp 95% der Fälle unterlagen einer kanonischen Untersuchung. 20 Fälle, das sind 5,2 % wurden erst gar nicht untersucht. 40% der beschuldigten Priester erhielten eine Kirchenstrafe. Ungefähr jeder vierte verlor sein Priesteramt. Bei 13% der Missbrauchsfälle kam es zu keinem abschließenden Urteil, und 28 der beschuldigten Priester wurden kirchlich frei gesprochen. Besonders besorgniserregend ist die seit Ende der 1900er Jahre zu beobachtende Dynamik dieser die Kirche belastenden Entwicklung, denn von Jahr zu Jahr zeigt sich ein Anstieg kirchlicher Missbrauchsfälle. Nicht ermittelt wurde, in wieviel Orden und Diözesen sexuelle Vergehen der Priester veruscht wurden. Zudem wurden nicht sämtliche Fälle erfasst, so dass man von einer beträchtlichen Dunkelziffer ausgehen muss.

Warum der Zeitraum zwischen 1999 und 2018 gewählt wurde, erläuterte der für Missbrauchsfälle von der Bischofskonferenz beauftragte Koordinator, der Jesuit Adam Żak. Er verwies darauf, dass sein Orden nach dem Ende des Kommunismus den Auftrag erhalten habe, die kirchlichen Archive auf belastendes Material hin zu untersuchen. Es habe sich gezeigt, dass nichts zu finden war. In der Zeit kirchlicher Verfolgung und Unterdrückung habe man offenbar darauf verzichtet, Vorgänge zu dokumentieren und zu archivieren, die von der kirchenfeindlichen Propaganda hätten ausgenutzt werden können. Somit lässt

sich nicht belegen, auf welche Weise Polens Kirche in den Jahrzehnten kommunistischer Herrschaft von priesterlichen Missbrauchsfällen betroffen war.

P. Żak machte zudem deutlich, dass die Untersuchung von Missbrauchsfällen im Episkopat auf Widerstand stieß: „Unter den Hierarchen fehlte es an Gemeinsamkeit, das Problem anzugehen. Auch die Recherchen von Journalisten, kirchliche Missbrauchsfälle aufzuklären, blieben ergebnislos, weil sich die jeweilige Kurie weigerte, die entsprechenden Informationen zu liefern, wozu sie im Übrigen rechtlich nicht verpflichtet war.“

### Die gegenwärtige Praxis im Umgang mit sexuellen Missbrauchsfällen

Auf der Bischofskonferenz kam die gegenwärtige Praxis im Umgang mit Missbrauchsfällen nicht zur Sprache. Sie wurde offenbar als bekannt vorausgesetzt. Doch weil diese Konferenz, zumal wegen der an ihr geübten äußerst scharfen Kritik, leicht den Eindruck erweckt, Polens Kirche würde dem Problem der Pädophilie ihrer Priester kaum Beachtung schenken, seien ihre Bemühungen im Folgenden kurz aufgelistet. Als eine der ersten Bischofskonferenzen in Europa erließ der polnische Episkopat 2009 bezüglich der von Priestern verübten sexuellen Vergehen an Minderjährigen allgemeine, wenngleich wenig konkrete Richtlinien. Sie wurden 2011 aufgrund der Verfügung durch Benedikt XVI. gemäß den vatikanischen Standards überarbeitet, traten aber erst 2014 sehr verzögert in Kraft. Die neuen Bestimmungen verlangen von den Bischöfen die Berufung eigener Delegaten, deren Aufgabe es sein soll, sich der Opfer anzunehmen und ihnen Hilfe zukommen zu lassen. Inzwischen gibt es in allen Diözesen und Ordensgemeinschaften solche Delegaten, deren Engagement allerdings sehr unterschiedlich ausfällt. Auch die päpstliche Forderung nach entsprechender Prävention sowie nach einem Verhaltenskodex für Priester wurde nicht in allen Diözesen und Ordensgemeinschaften befolgt. Immer noch nicht abgeschlossen ist die Erarbeitung neuer, der Prävention dienender Richtlinien der Priesterausbildung. Im Juni 2013 berief die Bischofskonferenz den Jesuiten Adam Żak zum Koordinator, um Kinder und Jugendliche möglichst

wirksam vor sexuellem Missbrauch zu schützen. 2014 entstand das von ihm geleitete Krakauer Präventionszentrum, das inzwischen zahlreiche Schulungen für Priester und kirchliche Mitarbeiter durchgeführt hat. Auch finden seit 2014 Bußgottesdienste für die Sünden sexuellen Vergehens statt. Diese seit 2018 in ganz Polen am ersten Freitag in der Fastenzeit durchgeführten Bußgottesdienste stoßen allerdings bei den Opfern auf Kritik, die statt Gebete Gerechtigkeit einfordern.

Der polnische Episkopat hatte diese Aktivitäten vor dem vatikanischen Spitzentreffen in englischer Sprache veröffentlicht, um vor aller Welt deutlich zu machen, dass Polens Bischöfe im Kampf gegen die innerkirchliche Pädophilie nicht untätig sind. Doch man hatte es versäumt, diese Publikation der für die Vorbereitung der vatikanischen Konferenz zuständigen Kommission zur Verfügung zu stellen. Dafür war die polnische Opferorganisation der Stiftung „Nie Lękacie Sie“ (Fürchtet euch nicht) in Rom präsent. Ihr Vorsitzender Marek Lisiński, selbst ein Missbrauchsoffer, übergab am Vortag der Konferenz persönlich Papst Franziskus den von ihr erstellten Bericht über den sexuellen Missbrauch polnischer Priester, der sich in der Sache weitgehend mit den vom Kirchlichen Statistischen Institut erhobenen und auf der Bischofskonferenz vorgestellten Daten deckt. Ihr Rapport wurde im vatikanischen „Vademecum“ veröffentlicht, und dies obwohl die Aktivitäten von Lisiński und seiner Opferorganisation von etlichen polnischen Bischöfen scharf kritisiert werden.

## Eine enttäuschende Bischofskonferenz

Die Märzkonferenz des Polnischen Episkopats stand unter einem gewissen Erwartungsdruck. Schließlich war sie kurz nach dem römischen Spitzentreffen einberufen worden, so dass anzunehmen war, Erzbischof Marek Jędraszewski, der in Stellvertretung des erkrankten Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Erzbischof Stanisław Gądecki daran teilgenommen hatte, werde Bericht erstatten. Doch davon konnte nicht die Rede sein, denn er war nur kurzfristig bei diesen Beratungen anwesend, gleichsam auf der Durchreise zu einer Pilgerfahrt nach Fatima. Auch hatte man gehofft, Po-

lens Bischöfe würden als Konsequenz des vatikanischen Treffens entsprechende, über die bisherigen Richtlinien hinausgehende Aktivitäten beraten, einschließlich einer gründlichen Aufarbeitung der Missbrauchsfälle und der Erforschung ihrer Ursachen. Doch wer dies erwartet hatte, wurde enttäuscht. Der äußere Beobachter gewinnt den Eindruck, die versammelten Bischöfe hätten eher mit Widerwillen die Fakten zur Kenntnis genommen, statt sich mit der Problematik ernsthaft auseinanderzusetzen. Geradezu skandalös mutet es an, dass von den Opfern keine Rede war. Kein Wort zu ihren Leiden, ihren Traumatisierungen; kein Wort des Bedauerns und der Entschuldigung; kein bischöflicher Austausch über Formen der Wiedergutmachung. Man fragt sich, war es das mit der Vorlage der Fakten? Glaubt man, damit dem Verlangen nach Transparenz Genüge getan zu haben? Hofft man, unter diese für die Kirche höchst unangenehme Thematik nun einen Schlusstrich ziehen, die belastete Vergangenheit abhaken zu können? Und dies, obwohl die Präsentation der Daten und ihre Kommentierung deutliche Defizite in der Behandlung von Missbrauchsfällen aufweisen und der Koordinator P. Adam Żak geradezu von der „Spitze eines Eisberges“ sprach. Daher hätte es nahegelegen, die Einberufung einer unabhängigen Expertenkommission zu erwägen, wie sie andernorts durch Bischofskonferenzen veranlasst wurde. Doch das war für die Bischöfe auf ihrer Konferenz ebenso kein Thema wie der Wunsch nach einer gründlichen Ursachenforschung, sich, ohne Tabus, allen zu einer Klärung führenden Fragen zu stellen, einschließlich der nach dem von Papst Franziskus mehrfach angeprangerten Klerikalismus.

Als sei die Enttäuschung über die mangelnde Bereitschaft, sich im Geiste von Papst Franziskus mit dem sexuellen Missbrauch und dem durch ihn bedingten Glaubwürdigkeitsverlust der Kirche zu befassen noch nicht genug, sorgten Äußerungen des Vorsitzenden der Bischofskonferenz und seines Stellvertreters geradezu für empörende Reaktionen. So verwahrte sich Erzbischof Gądecki gegen die Tendenz, die Pädophilie als ein beinahe ausschließlich kirchliches Problem auszugeben. Er sieht in der in der Öffentlichkeit immer wieder anzutreffenden Formel „Pädophilie in der Kirche“ ein ideo-

logisches Schlagwort, verbunden mit der Absicht, „die Autorität der Kirche zu untergraben, das Vertrauen zu ihr zunichte zu machen. Ihr wisst, welche Intentionen dahinter stehen, dass dieses Schlagwort so beharrlich wiederholt wird.“ Der Vorsitzende der Bischofskonferenz bedauerte, dass dieses Problem nicht in gleicher Weise die Gesellschaft im Ganzen beschäftigt, weder auf der Ebene der Regierung, noch auf der der lokalen Selbstverwaltungen. „Was nützt es, wenn wir das Problem der Pädophilie in der Kirche lösen, es aber in der Gesellschaft weiter besteht?“

Damit mag der Vorsitzende in der Sache Recht haben, und doch läuft seine Argumentation auf eine Minimalisierung des Problems innerkirchlicher Missbrauchsfälle hinaus. Dies hatte im Übrigen die von Papst Franziskus auf dem vatikanischen Spitzentreffen eingeladene mexikanische Journalistin Valentina Alazraki in ihrem Referat deutlich gemacht: „Häufig hört man, sexuelle Verbrechen seien nicht nur in der Kirche verübt worden. Ihr müsst verstehen, dass wir euch härter als andere beurteilen. Die Aufdeckung der Verbrechen von Priestern ist keine Verschwörung der Medien und keine Attacke gegen die Kirche, sondern journalistische Pflicht.“

Plakativ, polemisch und offenbar ohne genaue Kenntnis bezog sich Erzbischof Gądecki auf der Bischofskonferenz zudem auf die von der Weltgesundheitsorganisation WHO empfohlenen, aber keineswegs verordneten „Standards sexueller Erziehung in Europa“. Er sagte: „Einerseits schafft man Programme der Sexualerziehung von Kindern, um möglichst viel an Antikonzeptionsmitteln zu verdienen und das sexuelle Leben in Gang zu bringen. Andererseits attackiert man die Folgen, das, was zum späteren Verbrechen führt.“ Damit sind, reichlich verklausuliert, auch die sexuellen Vergehen von Priestern gemeint, die ja das Thema der Konferenz bildeten. Doch wo ist hier der logische Zusammenhang? Es ist ja wohl eher anzunehmen, dass die schuldig gewordenen Priester keine schulische Sexualerziehung erhalten haben, schon gar nicht entsprechend der Standards der WHO, so dass die Frage erlaubt ist, ob nicht eher dieses Defizit eine der Ursachen ihrer sexuellen Verbrechen sein könnte.

Anstatt über die vatikanische Missbrauchskonferenz zu berichten, kritisierte der Kra-

kauer Erzbischof Marek Jędraszewski, wenngleich indirekt, Papst Franziskus. Der hatte im November letzten Jahres „Null Toleranz“ gegenüber sexuellen Vergehen von Priestern gefordert. Diese Formel hält der Krakauer Erzbischof offenbar für unangemessen. Er brachte sie in Zusammenhang mit der Judenvernichtung im Zweiten Weltkrieg: „Als Hitlers Nazismus den Kampf gegen die Juden führte, wurde gegen sie „Null Toleranz“ angewandt, infolgedessen es zum Holocaust kam. Und als im bolschewistischen System „Null Toleranz“ den Volksfeinden gegenüber praktiziert wurde, kam es zu einem weiteren Massaker. Dagegen muss die Kirche ganz entschieden das Böse brandmarken, doch sie muss auch – in Übereinstimmung mit der Lehre Jesu – zur Buße und Umkehr aufrufen sowie den Tätern Barmherzigkeit erweisen, wenn sie wirklich ein neues Leben anfangen möchten, wenn sie aufrichtig bedauern und nach innerer Umkehr streben.“

Der Krakauer Erzbischof sprach auch kurz die Opfer an, doch um gleich darauf von ihnen abzulenken: „Man muss die geschädigten Personen begleiten, muss ihnen zuhören; man muss aber auch die Aufmerksamkeit auf die Gefahr richten, die mit der Welt des Internet verbunden ist, das, insbesondere durch Pornographie, ein Instrument zur Vernichtung der Würde des Menschen, der Frau, des Mannes und auch des Kindes dient.“

Im deutlichen Gegensatz zu diesen Äußerungen des Vorsitzenden der Bischofskonferenz und seines Stellvertreters handelte Primas Wojciech Polak. Seine Predigt während der Christmessen am Gründonnerstag nutzte er dazu, den versammelten Priestern den Brief eines sexuell missbrauchten Opfers vorzulesen. Darin heißt es: „Ihr müsst wissen, dass mich das mir zugefügte Unrecht tief getroffen und meine Beziehung zu Gott und zu meinen Mitmenschen beeinflusst hat. Selbst nach Jahren bin ich nicht in der Lage, einem Priester voll zu vertrauen, aufzuhören, mich vor ihm zu ängstigen.“

### Scharfe außerkirchliche Kritik an der Bischofskonferenz

Angesichts des enttäuschenden Ergebnisses dieser Bischofskonferenz fallen denn auch die Kommentare in der weltlichen, nicht

regierungstreuen Presse entsprechend negativ aus. So sieht der Journalist Michał Danielewski in den Äußerungen der Erzbischöfe Gądecki und Jędraszewski geradezu eine Rechtfertigung der pädophilen Priester. Bei der Argumentation würde ein Konstrukt schaffen, das für die elementare Logik und das menschliche Anstandsgefühl ein Hohn sei. Der Vorsitzende der Bischofskonferenz relativiere zudem durch den Hinweis auf den sexuellen Missbrauch als eines globalen Problems die Pädophilie von Priestern. Und in den Aussagen seines Stellvertreters, des Krakauer Erzbischofs Jędraszewski, sieht Danielewski den Versuch zu suggerieren, die katholischen Priester in Polen würden wie Juden im nazistischen Deutschland behandelt; das sei eine Schande. Den Zusammenhang schließlich, den Erzbischof Gądecki zwischen der schulischen Sexualerziehung und dem sexuellen Missbrauch konstruierte, kritisierte Danielewski mit den Worten: „Würde er keine Soutane tragen, die in Polen zu einer beleidigenden Dummheit verleitet, und wäre er Chef einer anderen Institution, in der es einen massenhaften sexuellen Missbrauch gibt, dann müsste er nach solchen Worten den Hut nehmen. Aber er ist Chef der Polnischen Bischofskonferenz.“

Und es blieb nicht bei einer kritischen Kommentierung der Bischofskonferenz in den Medien. Es kam auch zu öffentlichen Protesten. Magdalena Kondratowicz von der Organisation „Streik der Frauen“ warf den Bischöfen in Posen, dem Sitz des Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Mitleid gegenüber den Tätern, statt gegenüber den Opfern vor. Kein Wort um Vergebung, kein Eingeständnis, die Missbrauchsfälle vertuscht zu haben, keine Zusage, die Opfer zu entschädigen, keine Bereitschaft, die Archive zu öffnen, um sich über das ganze Ausmaß an Pädophilie in der Kirche ein Bild machen zu können. Der Rapport der Daten bringe keine Klarheit. „Wir wollen nicht, dass die Bischöfe Richter in eigener Sache sind.“

Es sprach auch Marek Lisiński, der Präses von „Fürchtet euch nicht“. Er fragte, was geschehen muss, damit sich Polens Bischöfe endlich ernsthaft mit der Problematik sexuellen Missbrauchs und der daraus resultierenden Konsequenzen für die Opfer wie auch für die Kirche befassen. Und er gab darauf die Antwort: Man solle seinen

Protest durch Boykott der Gottesdienste zum Ausdruck bringen und sein Geld bei der Kollekte in der Tasche halten. Das würde Wirkung zeigen.<sup>10</sup>

## Zwei innerkirchliche Stimmen der Kritik

Auch innerkirchlich mangelte es nicht an kritischen Stimmen. So äußerte sich beispielsweise der Dominikaner Ludwik Wiśniewski, der sich bereits aus Sorge um die Kirche mehrfach zu Wort gemeldet hat. Im Kontext „des schändlichen pädophilen Dramas“ schrieb er: „Zunächst taten wir so, als würde nicht uns dies betreffen, und nun verhalten wir uns wie jemand, der vor Beginn einer notwendig zu erledigenden Arbeit fürchtet, sich die Hände schmutzig zu machen. [...] Bezüglich dieser schmerzhaften Wunde darf es keine Halbheiten geben. Will sich die Kirche in Wahrheit reinigen, dann muss man sich für ungewöhnliche Handlungen entscheiden. [...] Ich getraue mich das auszusprechen, wovon viele Angst haben, es zu sagen: Bischöfe, die dieses schreckliche Verbrechen vertuscht, pädophile Priester von Stelle zu Stelle versetzt haben, sollen den Verzicht auf ihr Amt in die Hände des Papstes legen. Emeritierte Bischöfe, die in gleicher Weise handelten, sollen sich ehrlich und öffentlich dazu bekennen. [...] Erst dann wird die Kirche das Antlitz Christi zurückgewinnen.“<sup>11</sup> Allerdings ist kaum zu erwarten, dass seine Worte, ähnlich wie in der Vergangenheit, bei Polens Bischöfen Gehör finden.

Szymon Hołownia, ständiger Mitarbeiter des Tygodnik Powszechny, fällt es schwer zu glauben, dass diese Bischofskonferenz angesichts dessen, was man von ihr zu hören bekam, „auf demselben Planeten“ stattfand. Er wendet sich direkt an ihren Vorsitzenden, dessen Sorge vor allem der „Autorität der Kirche“ galt, der von der Angst bestimmt ist, das „Vertrauen zur Hierarchie“ könne untergraben werden. Und er fragt: Wie kann man sich um das Vertrauen zur Kirche Gedanken machen, wo doch „alle (außer den Bischöfen) einen Aufschrei“ erwarteten. Hołownia geht mit den Bischöfen gehörig ins Gericht: „Der polnische

<sup>10</sup> Gazeta Wyborcza v. 15.03.2019, S. 3.

<sup>11</sup> Ludwik Wiśniewski, Będzie bolało (Es wird schmerzhaft), Tygodnik Powszechny v. 31.03.2019, S. 33.

Episkopat unternahm in den letzten Jahren alles, damit ich, immerhin ein im Leben der Gemeinschaft engagierter Katholik, den Glauben an die Kirche, an ihre Institution, verlor.“ Dass es zu diesem Glaubensverlust nicht gekommen ist, verdanke er – neben Primas Wojciech Polak – jenen Bischöfen, die anders denken und handeln. „Aber ich erwarte, dass in den Köpfen dieser Hierarchen anstelle der korporativen Loyalität das Bewusstsein tritt, sich nicht ihren Kollegen mit den Bischofskappchen gegenüber loyal zu sein haben, sondern uns gegenüber, die wir mit wachsendem Entsetzen auf das blicken, was geschieht.“<sup>12</sup> Quelle: Michał Wigocki, Konferencja Episkopatu Polski: Od 1990 roku 382 przypadki wykorzystywania małoletnich (Konferenz des Episkopats Polens: Seit 1999 382 Fälle von Missbrauch Minderjähriger), Gazeta Wyborcza v. 14. 03. 2019; Michał Danielewski, Wściekłość, zdumienie, wstyd i ohyda. Mówiąc o pedofilach, biskupi tworzyli konstrukcje urągające przyzwoitości (Erbitterung, Erstaunen, Scham und Schande. Indem sie von Pädophilen sprechen, schufen die Bischöfe zu Konstrukte wider gegen menschlichen Anstand), Gazeta wyborcza v. 14.03.2019.

\*\*\*

Theo Mechtenberg

## Ein Dokumentarfilm erschüttert Polens Kirche

Über viele Jahre fühlten sich Polens Bischöfe auf einer Insel der Seligen. Während in den USA und im streng katholischen Irland die Kirche durch die klerikalen Missbrauchsfälle in eine tiefe Krise geriet, die Gläubigen ihr den Rücken kehrten und der Episkopat seine Autorität einbüßte, schien Polen von derartigen Skandalen verschont zu sein. Zwar gab es den einen oder ande-

<sup>12</sup> Szymon Hołownia, Z przerażeniem (Mit Entsetzen) Tygodnik Powszechny v. 24.03.2019, S. 40f.

ren bedauerlichen Einzelfall, der in der Öffentlichkeit kaum Beachtung fand, so dass man keinen Grund sah, sich mit der Problematik des sexuellen Missbrauchs von Priestern an Kindern und Jugendlichen ernsthaft auseinanderzusetzen.

Inzwischen hat die Wirklichkeit Polens Kirche eingeholt. Mit dem im letzten Jahr ausgestrahlten Film „Kler“ (Klerus), den Millionen Polen gesehen haben, wurden die kirchlichen Missbrauchsfälle zu einem außerhalb und innerhalb der Kirche heiß diskutierten Problem. Und nun gibt es einen neuen Film, der den sexuellen Missbrauch von Priestern zum Thema hat. Im Unterschied zu „Kler“ handelt es sich nicht um einen auf wahren Begebenheiten beruhenden Spielfilm, sondern um eine filmische Dokumentation. Sie läuft nicht in Kinosälen, sondern ist auf YouTube sehen. Weil die Brüder Sekielski, der eine Produzent, der andere Regisseur des Films, keine öffentlichen Gelder erhielten, hatten sie über eine Internetplattform um Spenden gebeten und diese reichlich erhalten, so dass sie ihr Vorhaben realisieren konnten. In nur wenigen Tagen wurde dieser Dokumentarfilm mehr als zehnmillionenfach angeklickt und übertrifft damit sogar bei weitem die Zahl derer, die „Kler“ gesehen haben.

### Ein gut gewählter Titel

Der Dokumentarfilm läuft unter dem gut gewählten Titel „Tylko nie mów nikomu“ (Sage es nur keinem). Er verweist auf die von den ihrer Macht bewussten Tätern praktizierte Drohung, mit der sie die Opfer zum Schweigen brachten. Ihnen wurde eingeschärft, auch zum eigenen Schutz den Mund zu halten, denn man würde ihnen ohnehin nicht glauben. So manches Opfer hat in der Tat schmerzlich erfahren müssen, dass die eigenen Eltern ihren Aussagen keinen Glauben schenkten, sie für diese Anschuldigungen sogar bestraft wurden. Man hielt offenbar einen Priester für einen Heiligen, traute ihm derlei Taten nicht zu. Oder man befürchtete, im Falle einer Anzeige als „Nestbeschmutzer“ abgestempelt zu werden. Und wer sich als Opfer im Erwachsenenalter dazu durchgerungen hatte, den schuldig gewordenen Priester bei der Kurie anzuzeigen, der erlebte in der Regel eine demütigende Abweisung. Doch mit „Sag es nur keinem“ scheint der Damm des Schweigens gebrochen. Immer mehr Opfer

melden sich zu Wort, so dass die Brüder Sekielski einen zweiten Dokumentarfilm ankündigen sowie ein Buch, das die im Film nicht gezeigten Dokumente enthalten wird.

### Die Wirkkraft des Films

Die Wirkkraft dieses Dokumentarfilms beruht darauf, dass von den Opfern die an ihnen verübten sexuellen Handlungen und ihre leidvollen Traumatisierungen im Detail geschildert werden. Mit verdeckter Kamera wurden die Aussagen der ihren Opfern konfrontierten Täter aufgenommen, mitunter auch diese erschütternden Zeugnisse sexueller Not und Eingeständnisse persönlicher Schuld. Auf diese Weise wird das ganze Ausmaß an Missbrauchsfällen in der polnischen Kirche deutlich, die von Bischöfen praktizierte Verharmlosung und Vertuschung, die Versetzung straffällig gewordener Priester von Diözese zu Diözese, von Pfarrei zu Pfarrei.

Und es gibt besonders spektakuläre Fälle. So den des Marianerpaters Eugeniusz Makulski, Erbauer und langjähriger Kustos der der Gottesmutter geweihten Wallfahrtskirche in Licheń; ein Bauwerk der Superlative: die größte Kirche in Polen mit dem höchsten Kirchturm und der schwersten Glocke. Erstellt aus den Spenden der Gläubigen, von denen auch Makulski und seine Familie auf korrupte Weise profitierten, wurde sie nach zehnjähriger Bauzeit fertiggestellt. Eingeweiht hat sie der „polnische“ Papst Johannes Paul II. persönlich und in den Rang einer Basilika erhoben. Ein Denkmal des Papstes mit dem zu seinen Füßen knienden Makulski erinnert daran. Es wurde nach Ausstrahlung des Films auf kirchliche Anordnung vorerst verhüllt und so den Blicken entzogen. Doch die Ortsbevölkerung verlangt bereits seine Beseitigung. Doch was wird mit dem Kirchenfenster der Basilika, in dem sich Eugeniusz Makulski zusammen mit Johannes Paul II. und einer Kinderschar verewigt hat? Makulski hat Ministranten missbraucht und sich seinen Chauffeur und Gärtner als Liebhaber gehalten. Als er deswegen ins Geredekam, entließ er ihn. Und als jener dieses Verhältnis offenlegte und auch auf die ihm reichlich gemachten Geschenke verwies, wurde dies als persönliche Rache abgetan.

Ein weiterer spektakulärer Fall ist der des Danziger Priesters Cybula. Er war während der Präsidentschaft von Lech Wałęsa dessen Kaplan und Beichtvater. Am Amtssitz des Präsidenten galt er als Graue Eminenz.

### Eine breite Palette kirchlicher Reaktionen

Die zahlreichen Reaktionen auf „Sag es nur keinem“ zeigen, unter welchem Druck sich die „polnische“ Kirche befindet. Es fehlt nicht an Stimmen aus dem klerikalen Lager, die – in alter Gewohnheit – in dieser Dokumentation nichts weiter als einen gezielten Angriff auf die Kirche sehen. Die Mehrzahl der Bischöfe hüllt sich, zumindest vorerst, in Schweigen. Der Danziger Erzbischof Sławoj Leszek Głódź, der sich bereits geweigert hatte, den Fall des schwer belasteten Prälaten Jankowski, ein inzwischen verstorbener hoch geschätzter Held der „Solidarność“, untersuchen zu lassen, gibt zu verstehen, dass ihn dieser Dokumentarfilm nichts angehe. Er sieht keinen Grund, sich zu seinem Verhalten gegenüber den Missbrauchsfällen in seiner Diözese zu erklären, sich an die eigene Brust zu schlagen und um Vergebung zu bitten. Auch Bischof Jan Tyrawa, Ordinarius der Diözese Bydgoszcz, der einen rechtmäßig verurteilten pädophilen Priester in sein Bistum aufgenommen hatte, verhält sich auf ähnliche Weise. Er reagierte zunächst nicht auf die Forderung des Rates der Stadt, sich zu diesem im Film erhobenen Vorwurf zu äußern. Erst unter dem Druck der Öffentlichkeit ließ er durch eine, von ihm nicht unterzeichnete Stellungnahme der Kurie mitteilen, dass der in dem Film dargestellte Vorgang nicht den Tatsachen entsprechen würde.

Doch es gibt auch Beispiele einer sehr schnellen Reaktion kirchlicher Amtsträger. So erklärte der Ordensobere der Marianer nach Kenntnisnahme von den sexuellen Verbrechen seines Ordensbruders Eugeniusz Makulski: „Mit großem Schmerz erfüllt uns das Leiden der Opfer der von Menschen der Kirche verübten Verbrechen der Pädophilie. Nichts kann dieses Unrecht wieder gutmachen.“ In dem Dokument heißt es weiter, dass Eugeniusz Makulski jegliche seelsorgliche Tätigkeit untersagt wurde und der Fall dem Heiligen Stuhl gemeldet werde. Der polnische Primas, Erzbischof Wojciech Polak, äußerte sich mit den

Worten: „Der Film von Tomasz Sekielski hat mich tief bewegt. Das gewaltige Leiden der Opfer weckt Schmerz und Abscheu. Vor Augen habe ich das Drama der Geschädigten, mit denen ich persönlich zu tun hatte. Ich danke allen, die den Mut haben, von ihren Leiden zu sprechen. Ich bitte um jede von Menschen der Kirche verübte Verletzung um Vergebung.“

Mit einer unmissverständlichen Aussage meldete sich der Pressesprecher der Diözese Bielsko-Bialy zu Wort: „Geradezu peinlich lautet die Bitte um Verzeihung, nicht anders wie jede andere Erklärung. [...] Ich befürchte, dass uns eine Wanderung durch die Wüste bevorsteht.“ Damit spielt er auf den Wüstenzug Israels an und suggeriert, dass die mit den kirchlichen Missbrauchsfällen entstandene Krise nicht von heute auf morgen zu bewältigen ist, sondern eine ganze Generation in Anspruch nehmen werde.

Aus den Reihen der Laien kam die Forderung nach einem Amtsverzicht jener Bischöfe, die durch Vertuschung von Missbrauchsfällen und die Versetzung pädophiler Priester von Pfarrei zu Pfarrei schuldig geworden sind. Kritisiert wurden auch der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Erzbischof Stanisław Gądecki, und der Krakauer Metropolit Marek Jędraszewski. Auf der drei Wochen zurückliegenden Bischofskonferenz hatte der eine unter Hinweis darauf, dass es auf der ganzen Welt sexuellen Missbrauch gäbe, die Skandale in der polnischen Kirche faktisch relativiert, und der andere verwahrte sich gegen den von Papst Franziskus gebrauchten Begriff „Null Toleranz“ und brachte ihn wenig überzeugend mit dem Totalitarismus des Nationalsozialismus und des Bolschewismus in Zusammenhang. Doch nicht nur wegen dieser Äußerungen verdiene jene Bischofskonferenz Kritik. Ihr Defizit zeige sich angesichts von „Sag es nur keinem“ vor allem in der Abstraktheit der auf ihr behandelten Thematik. Es seien die Opfer unerwähnt geblieben, kein Name der Täter sei genannt worden, keine anschaulichen Beispiele seien zur Sprache gekommen, und die so notwendige Frage nach den Umständen und Ursachen der Pädophilie in der Kirche habe man sich erspart. Es reiche auch nicht, wenn die Aufklärung der Verbrechen pädophiler Priester durch die Kirche selbst erfolge, nach westlichem Vorbild bedürfe es dazu

einer unabhängigen Expertengruppe; doch zu einem solchen Schritt sei der polnische Episkopat offensichtlich nicht bereit.

### Handeln dringend erforderlich

Angesichts dieser Krise besteht dringender Handlungsbedarf. Primas Wojciech Polak hat aus diesem Grund seine geplante Reise nach Südkorea abgesagt. Er teilte zudem mit, dass im Juni der im Vatikan mit den Missbrauchsfällen befasste 2. Sekretär der Glaubenskongregation auf seine Einladung hin nach Polen kommt. Auch wenn diese Reise seit längerem geplant war und mit dem Dokumentarfilm in keinem direkten Zusammenhang steht, so ist doch zu erwarten, dass es bei diesem Besuch vor allem um die durch die Missbrauchsfälle ausgelöste Krise und ihre Bewältigung gehen wird. In diesem Zusammenhang ist eine Initiative erwähnenswert, die von verschiedenen innerkirchlichen, Priester und Laien umfassende Gruppen ausgeht. Eine Delegation wird sich nach Rom begeben, um den Papst persönlich zu treffen. Man möchte ihm den Dokumentarfilm aushändigen und eine Übersicht der auf ihn Bezug nehmenden Presseberichte überreichen. Vor allem aber wird er eine Liste jener Bischöfe erhalten, die in der Behandlung der Missbrauchsfälle versagt haben. Man hofft, dass der Papst nach dem Vorbild Chiles reagieren wird. Dort hatten alle Bischöfe dem Papst ihren Rücktritt angeboten, den er aber nur von einigen belasteten Bischöfen angenommen hat. Ein solches Verfahren liegt auch deswegen nahe, weil das im Juni in Kraft tretende *Motu proprio* „*Vos estis lux mundi*“ ausdrücklich ein *Prozedere* vorsieht, bei dem auch die Bischöfe zur Verantwortung gezogen werden können.

### Politische Nebenwirkungen

Die Brüder Sekielski verfolgten mit ihrem Dokumentarfilm keinerlei politische Absichten, und doch zeigt sich die nationalkonservative Kaczyński-Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) samt ihrer Regierung über das Echo, das „Sag es nur keinem“ in Kirche und Gesellschaft gefunden hat, äußerst beunruhigt. Im unmittelbaren Vorfeld der Europawahlen, die auch als Seismograph für die im Herbst anstehenden Parlamentswahlen gewertet werden, kommt PiS diese Dokumentation höchst ungelegen. Sie trifft gleichsam ihr Selbst-

verständnis nationaler Identität ins Mark: Ganz im Geist der *Endecja* der Zwischenkriegszeit hat Parteichef Kaczyński noch vor wenigen Wochen öffentlich betont, dass jeder Pole, ob gläubig oder nicht, die Kirche zu schätzen habe, denn die sei ein wesentliches Element nationaler Identität. Und wer die Kirche angreife, der attackiere damit das Polentum. Erscheint damit die durch die Missbrauchsfälle offenbar gewordene kirchliche Krise zugleich als Krise des Polentums? Und was ist angesichts der Vielzahl an Fällen, die den sexuellen Missbrauch von Kindern durch pädophile Priester belegen, der landauf, landab verkündete Wahlslogan noch wert, die polnischen Kinder seien in höchster Gefahr, weil sie durch Auflagen der EU sexuell verführt würden? Und nur wenn PiS diese Wahl gewinnen werde, könnte diese Gefahr abgewendet werden?

PiS bedient sich angesichts der für Partei und Regierung bedrohlichen politischen Nebenwirkung dieses Dokumentarfilms einer doppelten Strategie: Einerseits versucht man, übrigens mit wenig Erfolg, die Wirkung der Dokumentation dadurch einzuschränken, dass sie von den staatlichen Medien ignoriert oder als eine kirchenfeindliche Aktion diffamiert wird, andererseits setzt man sich an die Spitze eines Kampfes gegen Pädophilie, doch ohne näher auf den Film der Brüder Sekielski einzugehen. So twitterte Staatspräsident Andrzej Duda: „Der Film beeindruckt. Eines ist sicher. Gegen Pädophilie müssen wir rücksichtslos und überall ankämpfen. Überall dort, wo eine erwachsene Person auf schändliche Weise Kinder missbraucht.“ Der Hinweis auf den titellosen Film wird zum Ausgangspunkt einer allgemein gehaltenen Aussage, die zugleich von der in „Sag es nur keinem“ dokumentierten Problematik ablenkt. Entsprechend negativ fielen denn auch die Kommentare in den sozialen Medien aus.

Auch mit einem Gesetzesvorhaben war PiS schnell bei der Hand. Es sieht für den sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen eine Haftstrafe bis maximal 30 Jahren vor. Die erste Lesung fand bereits im Sejm statt. Die Opposition kritisierte, dass die Vorlage keine Strafbestimmungen für Verschweigen und Vertuschen von Missbrauchsfällen vorsieht und fordert zudem unter Hinweis darauf, dass traumatisierte

Opfer erst nach Jahrzehnten die Kraft finden, sich über das an ihnen verübte Verbrechen zu äußern, eine Verlängerung der Verjährungsfrist. Nach dem für die PiS-Regierung üblichen Schnellverfahren wurde das Gesetz, das u. a. eine Aufhebung der Verjährungsfrist vorsieht, am 17. Mai verabschiedet. Die Frage ist allerdings, ob die von PiS verfolgte Strategie zum gewünschten Erfolg führt. Dies scheint eher unwahrscheinlich. Eine erste Umfrage zeigt, dass das Bündnis der proeuropäischen Parteien kurz vor der Europawahl gegenüber PiS 10 Punkte zulegen konnte.

\*\*\*

Margarete Hohmann

## Brasilien: Über Gott und die Welt -Gesprächsnotizen

*Margarete ist die Frau unseres Redaktionsmitglieds Horst Hohmann. Sie hat in ihrer südbrasilianischen Heimat Philosophie studiert, arbeitet aber seit vielen Jahren - im Brotberuf sozusagen - als Krankenschwester in einer Notfallklinik. Heiter und bisweilen auch bissig nimmt Margarete Personen und Themen des Tagesgeschehens aufs Korn. Hier einige der von ihrem Mann aufgezeichneten „Zwischenrufe“, welche bei häuslichen Debatten „vom oberen Ende des Küchentisches her“ zu hören waren:*

„Bei den 3100 Reais (800 Euro), die ich nach Abzug der Einkommenssteuer monatlich als Krankenschwester verdiene“, hat die Margarete vorgestern gesagt, „wird dir schwindlig, wenn du dir die Haushaltssummen unserer Republik für 2019 ansiehst: 3,4 Billionen Reais betragen die Gesamtausgaben. Davon entfallen fast 800 Milliarden auf den Schuldendienst. 130 Milliarden aufs Gesundheits- und 122 Milliarden aufs Erziehungswesen. Mindestens 400 Milliarden gehen dem Staat auch dieses Jahr wieder durch Steuerhinterziehung verloren. Warum eigentlich protestieren die ganzen Lebensschützer nicht auch mal gegen dieses Verbrechen – eine der vielen Ursachen

für verminderte Lebensqualität der ärmeren Bevölkerungsschichten hier in Brasilien?“

\*

Die beiden jungen Frauen von den Zeugen Jehovas, die am Hoftor geläutet hatten und von Margarete wissen wollten, ob sie sich mit ihr über den lieben Gott unterhalten könnten, kamen aus dem Staunen nicht heraus, als ihnen unsere Krankenschwester vom Dienst sagte: „Da seid ihr mal wieder zu spät gekommen. Mit dem lieben Gott hab ich nämlich gerade persönlich gesprochen.“

\*

Mit einem triumphierenden Wir-Frauen-lassen-uns-nicht-unterkriegen-Lächeln auf dem Gesicht kam Margarete aus unserer Schreibstube oben unterm Dach herunter und verkündete, dass unsere Freundin Kismara Pessatti (Mezzo-Sopranistin in Zürich) jetzt unter die „Feministinnen“ gegangen sei: „Sie hat gerade geschrieben, dass sie beim Projekt DONNE mitmacht, wo man nach mühsamer Forschungsarbeit zu dem Ergebnis kam, dass es seit dem Mittelalter (neben den männlichen) weit über 4000 weibliche Komponistinnen gab.“ Und dann sagte sie: „Auf die CD-Single, die Kismara zum DONNE-Start mit Liedern von Hildegard von Bingen und der Brasilianerin Silvia Berg besungen hat, bin ich richtig gespannt.“

\*

In einer Diskussion über Fitnessstudios und Körperkult (und natürlich auch über die in der Kirche praktizierte Körperfeindlichkeit!) sagte die Margarete: „Ich werde die Ausstellung der z.T. überlebensgroßen Skulpturen zeitgenössischer Bildhauer, die unsere Freunde Uwe und Annegret in der Nähe von Bad Krotzingen im Garten ihrer Eigentumswohnung organisiert hatten, nie vergessen. Unter den Ausstellungsstücken befand sich ein perfekt herausgemiselter Frauenkörper, dessen Gesicht (vor der Zeit) gealtert war. Ein Meisterwerk. Ein Nachbar fand die Figur so unerträglich, dass er polizeilich auf ihrer Entfernung bestand.“

\*

Nach einem Besuch des im November 2018 eingeweihten Tempels der „Universalkirche vom Reich Gottes“ (einer neuen Touristen- und Pilgerattraktion in Curitiba) hat die

Margarete gesagt: „Fantastisch. 41.000 Quadratmeter bebaute Fläche. Platz für 5.000 Gläubige. Alle Polstersessel in Spanien gefertigt und zum stolzen Einzelpreis von knapp 800 Euro auf der alten Azorenroute nach Südbrasilien gebracht. Jeder Sessel, auf dem sich der im richtigen Leben oft arg gebeutelte Gottesdienstteilnehmer wie in den Himmel gehoben fühlt, ist punktuell und exklusiv von jeweils einer Deckenlampe angestrahlt. Dem frommen Anhänger des Kirchengründers Edir Macedo wird so das Gefühl vermittelt, dass wenigstens hier im Tempel der so oft erträumte Ort gefunden wurde, wo man seinen Nachbarn aus dem richtigen Leben nicht mehr dauernd anflehen muss, doch bittschön aus der Sonne zu gehen, weil man lange genug in seinem Schatten hat verbringen müssen. Umgerechnet 128 Millionen Euro hat der neue sakrale Protzbau in Curitiba gekostet. Knapp über 210 Millionen Euro der ‚Salomon-Tempel‘ des Edir Macedo, welcher 2015 in São Paulo eröffnet wurde, Platz für 10.000 Gläubige bietet und inzwischen so was wie der ‚Vatikan‘ des weltweit reichsten Evangelikalischen-Gurus ist“.

\*

Es stimme traurig, meinte die Margarete, wenn man bedenkt, dass in Brasilien 63.000 Kilometer Wasserwege schiffbar gemacht werden könnten, aus politischer Trägheit und mangelndem Organisationsvermögen derzeit aber nur 16.000 Kilometer befahrbar sind. Dann zitierte sie aus dem Bericht einer Expertengruppe: „Würde der Export von Mais und Soja (insgesamt 50 Millionen Tonnen) aus den Bundesstaaten Nord und Süd Mato Grosso über einige der Amazonas-Seitenarme nach Santarem und von dort aufs Meer erfolgen, könnte man die Transportkosten von umgerechnet 6 Euro pro Sack auf 0,35 Cents senken. Die extrem hohen Folgekosten, die von den rund 1,3 Millionen Lastwagen derzeit auf ihrer langen Fahrt aus den genannten Bundesstaaten zu den Exporthäfen von Santos und Paranaguá auf den Fernstraßen verursacht werden, stehen selbstverständlich auf einem anderen Blatt. Hinzu kommt, dass die Lagerung des Getreides vor seinem Abtransport vielerorts äußerst prekär ist und während Lagerung und Transport fast ein Drittel der Erträge verloren geht“.

\*

„Unser Freund Erol Gurian ist ein Meister seines Fachs“, hat die Margarete gesagt. „Er hat uns aus aller Welt Fotos mitgebracht, die immer wieder nachdenklich machen: da ist z.B. Erols Schnappschuss von dem kleinen Mädchen in Hongkong, das sein Händchen so vertrauensvoll in die große Hand seines Vaters legt, als seien Lug, Trug und Enttäuschungen undenkbar und bestenfalls Dinge, die auf anderen Planeten passieren. Da ist gleich nebendran das Porträt, das Erol von seinem kubanischen Berufskollegen Alberto Korda schoss – mit dem Hoffotografen der kubanischen Revolutions-Elite vor dem von ihm stammenden legendären Che-Guevara-Poster, für dessen weltweite Vermarktung allerdings nicht er, sondern sein linker (!) Parteigenosse, der italienische Verleger Feltrinelli die Millionen einsteckte.“

\*

„Wäre schön“, hat die Margarete gesagt, „wenn unsere Herren Bischöfe dem lieben Gott für jeden in unserer Kirche danken würden, der im Sinne des Psalmisten, die Wahrheit von Herzen spricht“. Stattdessen ist es nicht ungewöhnlich, nach einer freimütigen Rede als Nestbeschmutzer beschimpft zu werden.“

\*

Als einen besonderen Affront empfand es Margarete, als nach der Renovierung des Notfallkrankenhauses, in dem sie arbeitet, gegen Ende der brasilianischen Winterzeit die Einrichtung wieder mit 30 nagelneuen Computern in Betrieb ging, für die internierten Patienten jedoch Bettlaken und Woldecken fehlten. Auf ihre nicht immer ganz druckreife Art erklärte Margarete: „Hauptsache, der Krankheitsverlauf ist ordnungsgemäß erfasst! Ob sich die Patienten den Arsch abfrieren und dann an einer Lungenentzündung sterben, interessiert niemanden!“

\*

„Ich könnte es mir nie verzeihen, für ein Foto mit Barack Obama 5.000 Euro hinzublättern oder Eintritt in ein Stadion zu bezahlen, um mir eine Rede des Ex-Präsidenten anhören zu können“, hat die Margarete gesagt. „Hat sich Obama bei seinen Auftritten in Köln und Berlin letzten April vielleicht für irgendeine der Menschenrechts-

verletzungen entschuldigt, die er während seiner Amtszeit beging? Natürlich nicht. Genauso wenig wie sein Vorgänger Bill Clinton in seinen sündhaft teuren Reden mit keinem Sterbenswörtchen auf den im Frühjahr 1999 durch ihn befehligten Abwurf von Streubomben auf Belgrad und auf die ganzen im Kosovokrieg aufgetischten Lügengeschichten eingeht!“

\*

„Ich liebe Karl Heinrich Waggener!“, sagte die Margarete nach der Lektüre der bei dtv (2587) erschienenen Betrachtungen des österreichischen Schriftstellers über „Die Kunst des Müßiggangs“ im Alltag. „Waggener hat in den Bergen, wo er fast sein ganzes Leben verbrachte, immer genau hingeschaut. Von den Kräutern und Blumen, die dort wachsen, meint er, dass man sie zu den wahren Helden rechnen müsse, weil sie oft unter widrigsten klimatischen Bedingungen fürs Auge zaubern.“

\*\*\*

Horst Hohmann

## Indien: Der Brückenbauer

*In den vergangenen Wochen fanden in Indien Parlamentswahlen statt, die noch nicht beendet sind. Rund 860 Millionen wahlberechtigte Bürger gaben an den Urnen ihre Stimme ab und werden sie noch abgeben.*

*Bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe von „imprimatur“ stand noch nicht fest, ob die radikal-nationalistische Hindu-Partei der BJP von Ministerpräsident Narendra Modi ihren Wahlsieg von 2014 wiederholen konnte.*

*Jüngste regionale Erfolge der von Rahul Gandhi angeführten oppositionellen Kongress-Partei hatten landesweit die Hoffnung auf einen „Sieg der politischen Vernunft“ geweckt.*

*Unsere Reportage über den Wanderprediger Sorna Manickam im südindischen Bundesstaat Tamilnadu zeigt, wie wichtig Brückenbauer in dem 1,3 Milliarden Einwoh-*

*uern zählenden Land sind, damit Hindus, Christen und Muslime trotz aller religiösen Gegensätze gute nachbarschaftliche Beziehungen untereinander pflegen.*

Es ist später Nachmittag in dem kleinen Städtchen Kalugumalai. Vom grünbemoosten Dach des alten Hindutempels am Rande eines Ententeichs fallen schwarze Dohlen im Sturzflug auf drei überquellende Müllcontainer herab, die offensichtlich seit Tagen nicht mehr geleert wurden. Letzte Futtersuche vor Einbruch der Dunkelheit. In der mattblau gestrichenen Zündholzfabrik schräg gegenüber scheint man derweil noch nicht an Feierabend zu denken. Ein monotones Ratsch-Ratsch dringt heraus auf die Straße. Drinnen stehen der 17-jährige Raj und sein 12-jähriger Arbeitskollege George seit 6.30 Uhr heute morgen an ihrem maschinell getriebenen Hobel und führen die dünnen, von einem Teakbrett abgeschabten Folien behutsam auf den Fußboden herunter. Wenigstens 2.000 Streichholzschachteln sollen morgen daraus gefertigt werden.

„Fast wie vor 30 Jahren“, sagt Sorna Manickam nachdenklich und lässt seinen Blick langsam durch die niedrige Produktionshalle wandern. Damals, Ende der 1960-er Jahre, sah es ganz so aus, als ob auch er für den Rest seines Lebens zu den rund 3,5 Millionen Menschen im Bundesstaat Tamilnadu gehören würde, die ihren kargen Lohn in der Streichholzindustrie verdienen müssen. „Ich war Vorarbeiter in einer Fabrik nicht weit von hier“, erzählt er schmunzelnd. „Aber dann hatte Gott eine andere zündende Idee, wie ich unter den Menschen meiner Heimat das Feuer des Glaubens weitergeben könnte.“

Urpötzlich, so berichtet er, sei ein alter Kindheitstraum zurückgekehrt und habe ihn Tag und Nacht beschäftigt. „Nimm deinen Wanderstock, Sorna, nimm die Bibel und sag den Leuten, dass unser menschenfreundlicher Gott alle Wunden heilt.“

Auf dem Nachhauseweg macht der Laienmissionar mit seinen Besuchern vor der hellerleuchteten Pfarrkirche des Ortes halt. Er verbeugt sich tief. Und nach einem stillen Gebet zeigt er an den neugotischen Türmen des Gotteshauses empor und erinnert sich: „Hier in dieser schönen Kirche hat uns ein früherer Pfarrer immer wieder ermahnt, unseren Mitmenschen aus freien Stücken zu dienen.“ Bis heute habe er den

Appell des Geistlichen nie mehr vergessen. Ja, die fromme Empfehlung habe sich wie ein Erbstück in seine Seele eingegraben und beflügelte ihn auf seinen missionarischen Reisen hier im Südwesten des Bundesstaates Tamilnadu.

Weit über die Grenzen seiner Heimatdiözese Madurai hinaus steht Sorna Manickam im Ruf eines charismatischen Glaubensboten – unablässig unterwegs, rastlos von Dorf zu Dorf, übersetzt er das Wort Gottes für den Alltag der Menschen, tröstet und belehrt. Immer mit „leichtem Gepäck“, in der Jutetasche, die er über die linke Schulter trägt, nur etwas Wäsche zum Wechseln und die Bibel.

Wer den Mann im rostbraunen Guru-Rock auf seinen langen Fußmärschen begleitet, wird selbst in den späten Nachmittagsstunden vergeblich auf Anzeichen von Müdigkeit warten. Jede Begegnung des begnadeten Predigers mit neuen Zuhörern ist so heiter und so verbindlich, als sei sie die erste am Tag. Überall, wo er auftritt, hängen die Leute an seinen Lippen, auch heute in dem kleinen Weiler Punnananam. Dicht an dicht stehen dort Hindus und Christen auf dem Dorfplatz nebeneinander und lauschen seinen Betrachtungen über das biblische Gleichnis vom „Barmherzigen Samariter“. Abseits, in einer stillen Ecke, gibt Sorna sodann mehreren Ehepaaren „Rat in schweren Zeiten“. Und schließlich besucht er noch die Alten und Kranken des Ortes und legt ihnen unter lautem Fürbittgebet die Hände auf.

Sinneraj, 12, ein schwächlicher Junge, der mit hohem Fieber im Bett liegt, fühlt sich nach dem Heilungsgebet des „heiligen Mannes“ schon bald völlig genesen. Das Fieber ist weg. Und Sinneraj gesellt sich klat-schend und singend zu den Menschen, die mit Sorna Manickam durch das Dorf zur alten Wallfahrtskirche St. Jakobus ziehen. Lange nach Sonnenuntergang sind wir wieder in Kalugumalai zurück, wo Sorna Manickams Frau ein würziges Abendessen vorbereitet hat. Während Nirmala zwei Schüsseln mit Reis und geröstetem Maniok auf den runden Küchentisch stellt, fragen wir sie, wie sie mit den manchmal bis zu zwei Wochen dauernden Trennungen klar- komme, wenn Sorna im katechetischen Auftrag der Ortskirche unterwegs ist? Das habe sich über die Jahre „eingespielt“, meint sie, und wichtige Entscheidungen,

bei denen ihr Mann nicht fehlen dürfe, seien ohnehin dem „Familienrat“ vorbehalten, dem selbstverständlich auch die Kinder angehörten. „Als wir beispielsweise vor Jahren beschlossen, auf das kirchliche Gehalt von Sorna zu verzichten“, so Nirmala, „geschah das nach einer langen Sitzung des Familienrates.“ Augenzwinkernd fügt sie hinzu: „Wir wollten damals auch für unseren Bischof und die Priester ein Zeichen setzen.“

Aus ihrem armen Lebensstil machen Sorna Manickam und seine Familie kein Aufhebens. Dennoch liegt ihnen am Herzen, „dass man endlich überall in der indischen Kirche mehr den Knecht als den Herren herauskehrt.“ Sie selbst empfände es keineswegs als demütigend, für ihren Lebensunterhalt nun gänzlich von den Geschenken und Gaben anderer Menschen abhängig zu sein. Es sei Teil einer Übereinkunft, dass Freunde aus den Gebetsgruppen der umliegenden Dörfer die Monatsmiete von 900 Rupien für das Haus der siebenköpfigen Katechistenfamilie bezahlen, dass wohlhabende christliche Geschäftsleute die Reisekosten Sornas übernehmen oder dass Gemeindeglieder reihum Geld und Naturalien spenden, damit sich Nirmala nie Sorge um den „täglichen Reis“ machen muss.

Sooft es die Schule erlaubt, nimmt der Wanderprediger seine Kinder abwechselnd mit auf Tour in die Dörfer entlang der Grenze zum benachbarten Bundesstaat Kerala. Sie sollen früh lernen, „dass Geben seliger macht als Nehmen.“ Letzthin habe der 11-jährige Ananias die „Feuerprobe“ bestanden, erzählt der stolze Vater, als er die Zuhörer mit einer humorvollen Version der Geschichte vom Propheten Jonas entzückte. Ansonsten findet es der Laienmissionar durchaus in Ordnung, dass seine Kinder gelegentlich auch „das Misstrauen gläubiger Hindus erleben“. Sorna Manickam betont: „Gewalttätige Übergriffe religiöser Fanatiker hatten wir zumindest hier in unserer Gegend zuletzt nur ganz selten zu verzeichnen.“ Er selbst sei in seiner nun schon über 30-jährigen Katechisten-Karriere von einem Verrückten mit einem Stein am Kopf getroffen worden und habe sich bei der Gelegenheit offen „um Vergebung für den Täter“ eingesetzt. Auch deswegen ist Sorna Manickam inzwischen überall ein gern gesehener Gast, der ohne Ansehen der

Person für Hindus, Christen und Muslime bei seinen regelmäßigen Besuchen immer reichlich Seelennahrung mitbringt.

\*\*\*

Horst Hohmann

## Tansania: Ein Pfadfinder der alten Schule

Nebensächlichkeiten scheint es im kurzen Leben des August Schynse nicht gegeben zu haben. Der in Wallhausen bei Bad Kreuznach geborene älteste Sohn eines Gutsverwalterehepaars konnte nach Einbruch der Dunkelheit stundenlang den Sternenhimmel beobachten, um sich alle Details des Bilder-Mosaiks am Firmament einzuprägen. Er konnte fasziniert bunten Käfern zuschauen, wie sie ihre Fühler ausstreckten und wie sie ihre Umgebung abtasteten, um zu wissen, wo's langgeht, und um nicht „blind ins Verderben zu stürzen“.

Wir wissen, dass Schynse in seiner Jugend nie einer Pfadfindergruppe angehörte, weil es die Pfadfinder damals noch nicht gab und diese erst 16 Jahre nach seinem Tod von Baden-Powel in England gegründet wurden. Doch der Wallhausener war trotzdem „Pfadfinder durch und durch“. Schon in früher Kindheit war ihm die Vorstellung unerträglich, „sich zu verlaufen und nicht mehr nach Hause zurückzufinden“.

Wo immer er Gelegenheit fand, studierte er in seiner Gymnasialzeit und auch später „Kartografisches Material“ und brachte es in der Kunst, Wegstrecken zu markieren und sich an neuralgischen Weggabelungen zum Beispiel einzuprägen, dass es „ab der leicht nach Südosten geneigten Eiche auf der Straße nach Nordwesten weitergeht“, früh zu großer Meisterschaft.

August Schynse war vom Gedanken, irgendwann mal als Missionar im fernen Afrika arbeiten zu dürfen, besessen. Zwei Jahre nach seiner Priesterweihe gab ihm 1882 sein Trierer Bischof die Erlaubnis, bei der Missionsgesellschaft der Weißen Väter

(WV) in Nordafrika um Aufnahme zu bitten. Man teilte dem 25-jährigen jungen Mann sogleich mit, dass er sich „an der richtigen Adresse gemeldet“ habe und dass er schon in Kürze das Noviziat in Maison Carrée (Karthago), dem damaligen Mutterhaus der Afrikamissionare in Tunesien, absolvieren könne.

Richtig „aus dem Häuschen“ geriet der Wallhausener 1885 als er vom Gründer der WV, Kardinal Charles Lavigerie, den er zuvor auf mehreren Reisen durch Europa begleitet hatte, persönlich erfährt, dass er zu der noch im gleichen Jahr ausreisenden Kongo-Karawane gehören wird.

Bis zur Mündung des Kongo-Flusses legten August Schynse und sein Team, von Southampton kommend, den ersten Teil ihrer Reise auf der „Cabo Verde“ zurück. Dann ging`s auf dem kleinen Kutter „Heron“ flussaufwärts und zuletzt wegen unzähliger Stromschnellen in beschwerlichen Fußmärschen bis nach Manyanga, wo der Kasai in den Kongo fließt. Das Ziel war erreicht, und die Weißen Väter durften sich mit dem freundlichen Einverständnis der örtlichen Chiefs des Bayanzi-Volkes häuslich niederlassen und über die Botschaft der Bibel sprechen.

Schynse erlernte die Sprache der Bayanzi in Rekordzeit und ließ die Leute von Manyanga sehr schnell spüren, dass er den intriganten Details ihrer Zeichensprache ehrgeizig auf den Grund gegangen war und sie treffsicher zu interpretieren wusste.

Weil aber dort, wo der Kasai in den Kongo fließt, nicht nur der liebe Gott das Sagen hatte, sondern immer auch der belgische König meinte, ein Wörtchen mitreden zu müssen, kam nach Intervention bei Papst Leo XIII. schließlich von Leopold II. die Weisung, dass die Pfarrei Manyanga künftig von belgischen Scheut-Missionaren zu betreuen sei.

Schynse und seine Mitbrüder verabschiedeten sich – traurig nicht nur sie selbst, sondern auch die Christen des Ortes und die vielen nichtchristlichen Einwohner Manyangas, mit denen man Freundschaft geschlossen hatte. Der Wallhausener erklärt sowohl in offener Rede als auch in seinen Tagebucheintragungen, dass er bei den Bayanzi sehr glücklich gewesen sei und noch lange „Heimweh nach Manyanga“ haben werde.

In Maison Carrée teilt ihm der Generaloberer bei einem Zwischenstopp auf dem Weg nach Deutschland dann mit, dass er im Juli 1887 für eine Neugründung in Ostafrika als Teilnehmer einer neuen Karawane vorgesehen sei, der diesmal auch drei afrikanische Ärzte angehören würden, welche Lavigerie in Malta hatte ausbilden lassen.

Wie immer führte auch bei dieser Karawane die Schiffsreise zunächst nach Sansibar. Dann folgte der beschwerliche Fußmarsch ins Landesinnere, wo man ab der Ortschaft Ikungo - in zwei Gruppen aufgeteilt - getrennte Wege ging: eine Gruppe unter der Leitung Schynses setzte den Fußmarsch in Richtung Kipalapala/Tabora fort. Die andere Gruppe hat die Südseite des Viktoriasees und von da das Vikariat Nyanza in Uganda zum Ziel.

Da sich die arabischen Waren- und Menschenhändler zu jenem Zeitpunkt bei ihren einträglichen Geschäften zwischen der Küste am Indischen Ozean und den Großen Seen von den Kolonialbehörden mehr und mehr diskriminiert und behindert fühlten, kommt es in den wichtigsten Handelszentren zu schweren Aufständen, u.a. auch in Tabora und Umgebung. Und weil es von den Missionaren hieß, dass sie mit den Kolonialherren unter einer Decke stünden, galten sie sehr schnell als Feinde der Araber.

„Wir haben Feuer auf dem Dach“, kommentierte der Deutsche die höchst brenzlige Situation. Er und seine Leute erhielten zwar Polizeischutz, mussten dann aber einsehen, dass es auf Dauer allzu riskant wäre, in Tabora zu bleiben. Zu nächstlicher Stunde begannen sie ihre mehrere Tage dauernde Flucht nach Bukumbi, am Südende des Viktoriasees.

Kaum hatte Schynse dort eine schwere Malaria-Attacke auskuriert und einen seiner ständig wiederkehrenden Rheuma-Anfälle halbwegs überstanden, ließ er sich – auch um einen von einer gefährlichen Augenerkrankung betroffenen französischen Mitbruder zur Küste begleiten zu können - als „Navigations-Experte“ für zwei Forschungsexpeditionen anheuern: Bukumbi-Sansibar - hin und zurück.

Bereits deutlich geschwächt unterbrach August Schynse seine nicht minder anspruchsvolle Seelsorgearbeit in Bukumbi und im nahegelegenen Nyegezi, um die

Mitbrüder in Uganda, wie versprochen, mit Reittieren, Lebensmitteln und sonstigen Gebrauchsgütern zu versorgen.

Es sollte seine letzte Reise sein. Wegen der auf dem See lauenden Gefahren, aber auch um alternative Routenvorschläge für die Missionare der Region unterbreiten zu können, wählte der Wallhausener den Landweg entlang dem östlichen Seeufer. Zurück in Bukumbi erliegt August Schynse am 18. November 1891 einer Lungenentzündung, 34 Jahre alt.

In ihren Nachrufen auf Schynse erinnern die wichtigsten Zeitungen Europas vor allem an die selbstlosen „Pfadfinder-Dienste“ des Afrikamissionars, der zu Recht als einer der Pioniere der jungen Kirche rund um den Viktoriasee gilt.

\*\*\*

Paul Glotter

## Philippinen: Psychopath im Präsidentenamt

Am 9. Mai 2016 war Rodrigo Duterte mit 39 Prozent der abgegebenen Stimmen und mit deutlichem Vorsprung vor dem Zweitplatzierten Mar Roxas von der Liberalen Partei (23,5 Prozent) von seinen Landsleuten zum neuen Präsidenten der 105 Millionen Einwohner zählenden Inselrepublik der Philippinen gewählt worden. Ausschlaggebend für den überwältigenden Sieg des der rechtspopulistischen Partei PDP-Laban angehörenden Anwalts, so die Meinung fast aller Kommentaristen, sei das mit großer Beredsamkeit vorgetragene Wahlversprechen des inzwischen 74-jährigen Duterte gewesen, dass er als neuer Staatschef einen Vernichtungsfeldzug gegen „Banditen ganz generell“, gegen die „Drogenszene“ im Besonderen sowie gegen die seit Jahrzehnten im Süden der Republik operierenden islamistischen „Terroristen-Verbände“ führen und den Bürgern seines Landes sehr schnell das lange vermisste

„Gefühl von Ordnung und Sicherheit“ zurückgeben werde.

Nachdem Rodrigo Duterte die erste Hälfte seiner 6-jährigen Amtszeit in diesen Tagen beendet hat, kann ich bei einer nüchternen Zwischenbilanz zusammen mit vielen meiner philippinischen Freunde leider nur feststellen, dass es hier bedauerlicherweise mal wieder ein Psychopath ins Präsidentenamt geschafft hat.

Überraschen darf das nicht. Denn bereits während seiner Zeit als Bürgermeister der 2-Millionen-Stadt Davao City auf Mindanao im Süden der Philippinen hatte Duterte offen gestanden, zur Verbrechensbekämpfung Todesschwadronen gegründet und bei diversen Strafaktionen eigenhändig „Untergrundgesindel“ ins Jenseits befördert zu haben. Oft nannte man ihn, der keinen Widerspruch duldet und Kritiker fast immer mit obszönen Schmutztiraden abkanzelt, einfach nur den „Rächer“.

Alle, die gehofft hatten, dass sich Duterte bei seinen seit Mitte der 1980-er Jahre hinlänglich bekannten „Muskelspielen“ nach dem 9. Mai 2016 Mäßigung auferlegen würde, erlebten innerhalb weniger Wochen, wie der neue Präsident und die von ihm zum Einsatz gebrachten „Säuberungskommandos“ skrupellos und höhnisch die in der Verfassung und im Strafgesetzbuch niedergelegten Rechtsnormen außer Kraft setzten und bald keinen Zweifel mehr daran ließen, dass sie „gesetzlos gegen die Gesetzlosen“ vorzugehen gedächten und - „ähnlich wie Adolf Hitler die Juden ausgelöscht hatte“ - nun ihrerseits den rund 3 Millionen Stammgästen der philippinischen Drogenszene den „Gnadenschuss“ geben würden.

Glaubhaften Schätzungen zufolge haben Rodrigo Duterte und seine Schergen in den vergangenen drei Jahren unter dem Slogan „guter Bandit gleich toter Bandit“ mindestens 23.000 Landsleute umgebracht, unter ihnen zahlreiche politische Gegner, welche „sozusagen in einem Aufwasch entsorgt“ wurden.

Laut Umfragen sagen noch immer knapp über 40 Prozent aller Filipinos „Krieg ist Krieg“ und drücken dem früheren Bürgermeister von Davao City die Daumen. Nicht wenige Landsleute halten ihm die Stange, weil er die Schürfrechte großer Minenbetreiber drastisch einschränkte, die Mutter-

schaftsrechte erweiterte, nach dem barbarischen Mord an einer philippinischen Hausangestellten in Kuwait das Emirat zur „No-Go-Area“ für Filipinos erklärte oder auch weil er zuletzt von seiner Absicht sprach, die „kolonialen Demütigungen“ ein für alle Mal vergessen zu machen.

Die Philippinen, getauft auf den Namen des spanischen Königs Philipp II. (1527-1598), sollen künftig „Maharlika“ heißen und als „Land des Wissens und des Reichtums“ in die Geschichte eingehen.

Bis das soweit ist, wird Rodrigo Duterte vermutlich noch für eine ganze Weile den lieben Gott, den Papst, die philippinischen Bischöfe und natürlich alle amerikanischen Präsidenten als „Hurensöhne“ beschimpfen oder mit anderen unflätigen Kraftausdrücken beleidigen. Längst werden Wetten darauf abgeschlossen, dass der vor kurzem zwischen dem Präsidenten und dem 2. Vorsitzenden der Katholischen Bischofskonferenz, Erzbischof Romulo Valles, vereinbarte Waffenstillstand, nur von ganz, ganz kurzer Dauer sein wird.

Die Meldung, dass Duterte aus Gesundheitsgründen möglicherweise schon vor Ablauf seiner offiziellen Amtszeit zurücktreten könnte, gilt bis dato als Gerücht.

Beunruhigend ist in diesem Zusammenhang dann allerdings die fast zeitgleich in Umlauf gebrachte Nachricht, dass bei einem vorzeitigen Ausscheiden von Rodrigo Duterte die Stunde von Ferdinand Marcos Junior (Spitzname „Bong Bong“) unweigerlich gekommen sei. Vom Sohn des berühmten Ex-Diktators Ferdinand Marcos (1917-1989), der die Philippinen 21 Jahre lang unter Kriegsrecht gestellt und mit eiserner Hand regiert hatte, dann aber 1985 nach einem großen Volksaufstand ins politische Exil auf Hawaii gehen musste, wissen wir, dass er die Verbrechen seines Vaters abstreitet und nichts sehnlicher wünscht, als das (wie er meint) „große politische Erbe der Marcos-Dynastie“ fortzusetzen. Unter den mehr als 80 katholischen Bischöfen seines Landes wird er bei diesem Ansinnen voraussichtlich keinen einzigen Verbündeten finden.

\*\*\*

Urs Noti

## Peru: Amazonas-Synode – Fragen und Prognosen

Als der für das Lateinamerika-Hilfswerk ADVENIAT zuständige Ruhrbischof Franz-Josef Overbeck Anfang Mai verkündete, dass die vom 6. bis 27. Oktober 2019 in Rom stattfindende Amazonas-Synode zu einer „Zäsur“ in der katholischen Kirche führen werde, war ganz offensichtlich der Wunsch Vater des Gedankens. „Nichts wird mehr sein wie zuvor“ hatte er den stauenden Journalisten mitgeteilt.

Also keine Plünderung und keine Zerstörung der Natur mehr? Keine Gewalt mehr gegen die rund 2 Millionen im Amazonasbecken (Brasilien, Peru, Kolumbien, Venezuela, Bolivien, Ekuador, Guyana, Surinam, Französisch-Guyana) lebenden Angehörigen indigener Bevölkerungsgruppen? Keine stiefmütterliche Behandlung der Indios mehr durch Kirche und Staat, wo es um deren „Grundversorgung“ geht – um Fragen der Seelsorge und des Lebensunterhaltes, der Gesundheit und der Erziehung, der Sicherheit und der Infrastruktur?

Hier in Peru sowie in den anderen acht Amazonas-Staaten haben die Betroffenen auf die kühnen Prognosen aus Essen eher verwundert reagiert, zumal im knapp 8 Millionen Quadratkilometer großen Amazonasbecken, in das alle EU-Länder zusammen fast zweimal hineinpassen, seit Jahrzehnten viel versprochen und wenig eingehalten wird.

Die „gebrannten Kinder“ der Region, zu denen neben den Indios auch jene 33 Millionen Siedler gehören, deren Familien sich meist vor vielen Generationen an den Ufern des Amazonas und seiner weit über 1000 Nebenflüsse niederließen und dort vom Fischfang und von dem auf Schwemmland betriebenen Ackerbau leben, ziehen es im Gegensatz zu Overbeck vor, ihren Delegierten „realistische Reformempfehlungen“ mit auf den Weg nach Rom zu geben und die Erwartungen nicht allzu hoch zu stecken.

Ausdruck meiner persönlichen Solidarität mit den im Amazonasbecken lebenden

Menschen und Völker, um die es bei der im Vatikan stattfindenden dreiwöchigen Oktoberkonferenz ja wohl vor allem geht, sind fünf kritische Anmerkungen, die ich heute, als Eilpost sozusagen, an die Synodenteilnehmer abschicke.

Erstens: Wer im Amazonasbecken, d.h. inmitten des größten tropischen Regenwaldes der Welt, Probleme der Umwelt und der Menschenrechte lösen will, sollte sich grundsätzlich um „konzertierte Aktionen“ bemühen, bei denen die betroffenen Bewohner der Region, die christlichen Kirchen sowie andere kompetente Einrichtungen von Staat und Gesellschaft an einem Strang ziehen.

Denn kein Zweifel: allein steht jeder einzelne Akteur auf verlorenem Posten. Was nutzt es folglich, wenn sich Kirchen- und Regierungsvertreter in Peru oder in Brasilien darüber streiten, wer in „Sachen Amazonas“ der größere Experte ist?

Ich halte es darum für einen unverzeihlichen, schweren Fehler, dass der Papst zu der in Rom anberaumten Synode aus den neun Amazonas-Anrainerstaaten (bislang wenigstens!) keine Regierungsdelegierte eingeladen hat, um evtl. divergierende Standpunkte in die Debatte einfließen zu lassen und bestehende Fronten abzubauen. Zweitens: Wir alle, so finde ich, können nur hoffen, dass zwischen dem 6. und 27. Oktober im Vatikan nicht der Eindruck erweckt wird, dass die Synodenteilnehmer gerade dabei sind, das „wichtigste Umweltproblem unseres Planeten“ zu lösen.

Die Konferenz sollte vielmehr als Gelegenheit verstanden werden, alle „Grünen“ dieser Erde daran zu erinnern, dass neben einer ganzen Reihe anderen Tropenwaldregionen (Kongo, Indonesien /Malaysia, Australien, Papua Neuguinea) längst auch ein Großteil der Weltmeere – bildlich gesprochen – in die „Lungen“-Heilanstalt gehören, oder dass es in Peru neben der mitten im Urwald gelegenen Kleinstadt Puerto Maldonado halt auch noch die 8-Millionen-Stadt Lima gibt - derzeit einsamer Weltspitzenreiter bei der Luftverschmutzung. Von den urbanen Umweltsorgen, welche 80 Prozent aller 215 Millionen Brasilianer plagen, ganz zu schweigen.

Drittens: Werden die nach Rom Entsandten, die es ja eigentlich nach Manaus oder nach Iquitos viel näher gehabt hätten (!), den Mut aufbringen, die während der ver-

gangenen 30 Jahre etablierten sogenannten „Indianerschutzgebiete“ (in Brasilien laut Statistik 436 urkundlich eingeschriebene „areas indigenas“!) einer kritischen Prüfung zu unterziehen und zu überlegen, warum sie vielerorts zu menschenunwürdigen „Armenhäusern“ geworden sind, wo junge Indios keinen Sinn mehr im Leben sehen und sich entweder zu Tode saufen oder erhängen?

Viertens: Genauso wie im Nordosten Brasiliens korrupte Politiker und Familien-Clans seit Generationen in der sogenannten „Industria da seca – der Dürre-Industrie“ auf Kosten der armen Landbevölkerung zu sagenhaftem Reichtum kamen, sind auch im Amazonasbecken weit gespannte (kaum wahrgenommene) Korruptionsnetze entstanden, deren Nutznießer bis in die Büros der Umwelt- und Indianerschutzbehörde hinein zu finden sind.

Naheliegender wäre es in diesem Zusammenhang auch, indigene Führungskräfte beim Namen zu nennen, die mit Drogenhändlern über die äußerst durchlässigen „grünen Grenzen“ Amazoniens hinweg gemeinsame Sache machen und dabei die Interessen ihrer Schutzbefohlenen grob vernachlässigen. Hätte die Kirche nicht gerade auch deshalb allen Grund, die in der Region stationierten Militäreinheiten offen als „Bündnispartner“ und unverzichtbare Ordnungsgaranten anzuerkennen?

Fünftens: Auch wenn sich Papst Franziskus nach der Amazonas-Synode noch immer nicht in der Lage sehen sollte, verheiratete Männer und Frauen, d.h. Laienchristen von echtem Schrot und Korn, zu Priester bzw. zu Diakoninnen zu weihen, wäre uns allen in der Weltkirche schon viel gedient, wenn in Rom einmal mehr deutlich würde, dass sich die Vertreter einer bis aufs Mark klerikalen Amtskirche jeden Tag mit der größten Unverfrorenheit an einen „gedeckten Tisch“ setzen und den im Amazonasbecken weit verstreut lebenden Katholiken (Indios und Flussanrainer) erzählen, dass es die „Grundfesten“ der Kirche erschüttern würde, gleiche Rechte für sich zu beanspruchen. Hatte nicht ein gewisser Jesus von Nazareth, auf den wir uns gerne berufen, seinerzeit ausdrücklich gesagt „gebt ihr ihnen zu essen“ als seine Jünger die Hungernden wegschicken wollten?

\*\*\*

Irmgard Rech

## Erschreckender als der Priestertermangel ist die Impertinenz, Frauen das Priesterwerden zu verbieten

Buchbesprechung zu: Ida Raming, 55 Jahre Kampf um Frauenordination in der katholischen Kirche. Eine Pionierin hält Rückschau. Person – Dokumente – Ereignisse – Bewegungen, 128 Seiten, LIT Verlag Berlin 2018

In der römisch-katholischen Kirche sind bis auf den heutigen Tag alle Frauen vom Priesteramt ausgeschlossen allein aus dem einen Grund, dass sie keine Männer sind. Im kirchlichen Gesetzbuch CIC c. 1024 ist festgeschrieben: *Die heilige Weihe empfängt gültig nur ein getaufter Mann.* Während Wirtschaftsleute sich Gedanken machen, dass die Wirtschaft weiblicher werden muss und dass mehr Frauen in die Aufsichtsräte und Vorstände gehören, verschließt sich die männliche Führung der katholischen Kirche in Rom weiterhin jeder Überlegung, Frauen gleichberechtigt an ihren Ämtern teilnehmen zu lassen. Die Empörung darüber wächst in der Gesellschaft stetig, weil gleichberechtigte Teilhabe zu einem ethischen Anspruch der gesamten Gesellschaft geworden ist. Empört reagiert die Öffentlichkeit nun seit kurzem auf den weltweiten Missbrauch von Nonnen durch Priester der katholischen Kirche. Daher ist es gerade in diesem historischen Moment des totalen Vertrauensverlustes der katholischen Kirche notwendig, ihr vor Augen zu führen, dass ihr Frauenbild eine „Uraltsünde“ ist, wie Kardinal Schönborn es auf den Punkt bringt.

### Frauen erleben Berufung und wollen gleichberechtigte Teilhabe am Priesteramt

Wer könnte das der Kirche dringlicher vorhalten als die Frauen, die als erste beim Zweiten Vatikanischen Konzil die gleichberechtigte Teilhabe am Priesteramt gefordert hatten und den Weg ihrer Berufung auch

gegangen sind. Dass auch Frauen zum Priesterdienst berufen werden, das wollen die Verteidiger der ausschließlich männlichen Priesterberufung nicht gelten lassen. So ist dieser schmale Band „55 Jahre Kampf für Frauenordination in der katholischen Kirche“ gerade jetzt eine notwendige und wichtige Erscheinung, da bei Laien wie Amtsträgern endlich die Erkenntnis wächst, dass nur ein System- und Strukturwandel der katholischen Kirche Zukunft geben kann. Die vier freundlichen jungen Frauenportraits auf dem Buchdeckel mit dem Bild der Autorin Ida Raming sind der Beweis der nicht mehr zu leugnenden Tatsache: Frauen haben eine Berufung und stehen mit ihrem Leben dafür ein.

Die promovierte Theologin Ida Raming, die Verfasserin dieser Dokumentation des kämpferischen Einsatzes für die Frauenordination, ist fest davon überzeugt, dass eine Erneuerung der Kirche nur gelingen kann, wenn es zusammen mit den Frauen zu einer grundlegenden Reform des Priesterverständnisses kommt. Unverzichtbare Voraussetzung dafür ist ein von jeder Diskriminierung befreites Frauenbild und ein enthierarchisiertes, solidarisiertes Männerbild.

Ida Raming liefert uns ein Stück Kirchengeschichte ganz aus dem Blick von Frauen, die mit großem Erschrecken wahrnahmen, dass sie zu einer Kirche gehörten, die Frauen zu minderen Wesen heruntergestuft und ihnen so die Würde einer gleichberechtigten Mitarbeiterin am Heildienst Gottes geraubt hat. Den Ausschluss vom Priesteramt empfanden sie als die schwerstmögliche Diskriminierung ihres Frauseins, die sie nicht weiter ergehen hinnehmen wollten. Gänzlich neu und für die Amtsträger unerhört sei es gewesen, dass Frauen in Konzilseingaben ihren Zugang zu Diakonat und Priesteramt gefordert hätten. So liegt der Schwerpunkt der Dokumentation nach einem ersten kurzen Kapitel über die Anfänge der innerkirchlichen Frauenbewegung im 19. u. 20. Jahrhundert auf dem zweiten und dritten Kapitel. In ihnen geht es um die theologischen Blickveränderungen im Zeitraum des 2. Vatikanischen Konzils (1962-65) und der Zeit nach dem 2. Vatikanischen Konzil, in der die Frauen, gedrängt durch das endgültige Nein von Johannes Paul II. zum Priesteramt der Frau, vom Diskutieren zum Handeln über-

gegangen sind. Dem Pontifikat von Papst Franziskus wird ein extra Kapitel vor dem Ausblick gewidmet. Die Leser werden in die Auseinandersetzungen stark hineingezogen, da viele Texte Zeitdokumente und Erinnerungstexte sind, eigene Artikel sowie Stellungnahmen aus der unmittelbaren Zeit.

## Forderung, alle frauenfeindlichen Aussagen aus der Lehre zu tilgen

Die erste Konzils eingabe mit dem Postulat der vollen Gleichberechtigung in allen Ämtern wurde schon in der Vorbereitungszeit von der Schweizer Juristin Gertrud Heinzelmänn eingereicht. Darin fordert sie eine Tilgung aller frauenfeindlichen Aussagen aus der von der aristotelischen Naturlehre bestimmten ontischen Abwertung der Frau in der mittelalterlichen Theologie, auf die sie mit Entsetzen bei der Arbeit an ihrer staatskirchlichen Dissertation gestoßen war. Die erste in Fribourg promovierte Theologin, die Amerikanerin Mary Daly, empört sich über den „halbmenschlichen Status der Frau“ und fühlt Scham über sich und die anderen Frauen, die davon gewusst, aber geschwiegen hätten (27). Die Verfasserin sieht in Johannes XXXIII. den ersten Papst, der in einem Lehrschreiben „die Frau als Subjekt und Trägerin von Menschenrechten wahrgenommen“ hat (28). In seiner Enzyklika *Pacem in terris* (1963) wertet er die Emanzipationsbewegung der Frau in der Gesellschaft als „Zeichen der Zeit“ und erkennt daran, dass sich die Frau „ihrer Menschenwürde heutzutage immer mehr bewusst wird.“

Auch in Deutschland gab es an der Universität Münster drei Theologinnen, die die Minderbewertung und die rechtlose Lage der Frauen in der Kirche nicht mehr hinnehmen wollten. J. Theresia Münch hatte bereits 1959 Anträge an den Vatikan gerichtet, den Verbotskanon für das Priesteramt der Frau aus dem Kirchenrecht zu streichen (damals can. 968 & 1, CIC/1917). Auch Iris Müller und die Autorin Ida Raming verfassten 1963 eine Konzils eingabe und schlossen sich mit Gertrud Heinzelmänn und den zwei Amerikanerinnen Rosemary Lauer und Mary Daly zu einer theologischen Pioniergruppe zusammen, die 1964 das deutsch-englische Buch *Wir schweigen nicht länger* herausgaben. Die in diesem Buch gesammelten Konzils-

eingaben fanden Verbreitung auch durch männliche Unterstützung, vor allem durch den amerikanischen Konzilsberater Placidus Jordan in der amerikanischen Bischofskonferenz. Der belgische Kardinal Leo Suenens hatte in einer fulminanten Rede während der zweiten Sitzungsperiode die völlige Unsichtbarkeit der Frauen auf dem Konzil angeklagt, und so kam es, dass die Anliegen der Frauen von einsichtigen Kirchenmännern wahrgenommen wurden, ab der dritten Session Frauen als Auditorinnen zugelassen waren und in Konzilsinterventionen zumindest die Diakoninnenweihe gefordert wurde.

Noch während des Konzils im November 1965 veröffentlichte der Osservatore Romano eine geballte Artikelserie gegen das Buch *Wir schweigen nicht länger*. Neu an diesem Protestbuch war, dass die studierten Theologinnen mit ihm erstmals eine theologische Widerlegung der kirchenamtlichen Begründungen für das ausschließlich männliche Weiheamt vorlegten. Auf diese Ebene der theologischen Auseinandersetzung begab sich der Osservatore erst gar nicht. Er führte, was bis heute die Begründung der Traditionalisten ist, das männliche Priestertum kurzerhand auf eine Anordnung Jesu zurück und steigert diese bis zu der dogmatischen Gewissheit, Schöpfungsordnung und Heilsplan würden „beide die Vorherrschaft des Mannes erfordern“ (36).

## Vaticanum II. für Gleichberechtigung, nur nicht in der Kirche

In dieser Reaktion der Männerkirche auf die Bitte der Frauen nach einer Mitbeteiligung im Amt zeigt sich, noch bevor das Konzil zu Ende ging, eine selbstgefällige Vermessenheit, die ursächlich dafür ist, dass ein *aggiornamento*, eine Öffnung der Kirche hin zu heutiger Welt, wie sich Johannes XXIII sie gewünscht hatte, nicht gelingen konnte. In der Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* wird gefordert, es solle „die grundlegende Gleichheit aller Menschen immer mehr zur Anerkennung gebracht werden.“ Das Bewusstsein für die Unterdrückung der Frauen war gesellschaftsweit aufgebrochen und ihre Beseitigung als humane Verpflichtung für die Menschheit erkannt. Doch die geistlichen Herren taten alles dafür, dass die Forderung nach Gleichberechtigung nicht in die

Kirche eindrang. Der innerkirchliche Raum blieb auch in Bezug auf andere moderne Entwicklungen als sakrosankt von der übrigen Welt abgeriegelt.

Ida Raming hat mit ihren Mitstreiterinnen durch ihr wissenschaftliches Schreiben und ihre Konzilseingaben zumindest erreicht, dass die Frage nach der Frauenordination von da an gestellt blieb und auch die Theologie zu beschäftigen begann. Eine bei Karl Rahner verfasste Dissertation zum Priestertum der Frau von Haye van der Meer SJ sah im Verbot des Frauenpriestertums kein *ius divinum* vorliegen. Aus Angst vor Repressalien hielt K. Rahner die Arbeit bis 1969 zurück. Dennoch, das erwähnt Ida Raming betroffen (41), äußerte sich der Verfasser dieser Arbeit („Priestertum der Frau. Eine theologiegeschichtliche Untersuchung“) abwertend über Frauen, die Priester werden wollen. Eine Klarstellung brachte auch eine Erklärung der Bibelkommission, dass aus dem NT kein Verbot abzuleiten sei. Ida Raming gelang es selber, im Kirchenrechtler Peter-Josef Kessler – an den Universitäten lehrten nur Männer, alle waren Priester – einen mutigen Doktorvater für ihre Dissertation zu gewinnen zu dem Thema: „Der Ausschluß der Frau vom priesterlichen Amt – Gottgewollte Tradition oder Diskriminierung?“ In aller Deutlichkeit stellte sie als Basis für den Ausschluss vom Priesteramt die „ontische und ethische Minderbewertung der Frau“ heraus und plädierte für ein biblisch begründetes Presbyteriat, das, gemeindlich orientiert, für Frauen offen sei. Für die Veröffentlichung 1973 musste sie einen nichtkonfessionellen Verlag gewinnen, den Böhlau-Verlag (Köln und Wien).

Während das Interesse an der innerkirchlichen Frauenfrage auch außerhalb Europas immer stärker wuchs – Haye van der Meers und I. Ramings Dissertation wurden für die USA ins Englische übersetzt - und mehr über die benachteiligte Lage der Frau in der katholischen Kirche geschrieben wurde, waren Ida Raming und ihre Freundin Iris Müller wegen ihres Einsatzes für ein Priesteramt für Frauen zunehmend mehr Repressalien ausgesetzt. In dieser Situation persönlicher Leiderfahrung erkannte sie im Einsatz „für die Überwindung der frauenfeindlichen kirchlichen Strukturen“ ihre „Lebensaufgabe“ (40)

Woher sie den Mut fand, ihre gesamte Lebens- und Leidensenergie für die Sache der Frauenordination zu opfern und den Kampf gegen eine übermächtige patriarchal ausgerichtete klerikale Hierarchie zu wagen, das wird Ida Raming spätestens dann völlig klar, als Johannes Paul II. 1994 das Verbot mit seinem Apostolischen Schreiben *Ordinatio Sacerdotalis* in den Rang eines unfehlbaren Dogmas erhob. Jetzt ist es „die göttliche Verfassung der Kirche selbst“, die der Kirche „keinerlei Vollmacht“ gewährt, „Frauen die Priesterweihe zu spenden“. Das Schreiben verfügt, „dass sich alle Gläubigen endgültig an diese Entscheidung zu halten haben“. 1995 spricht auch die Glaubenskongregation mit *Responsum ad dubium* dieser definitiv formulierten Lehre einen „unfehlbaren Charakter“ zu. (59)

In den Augen der Frauen hatte sich die vaticanische Kirchenführung für einen „lehrmäßigen Gewaltakt“ entschieden und gegen eine offene theologische Auseinandersetzung. Da entschlossen sich die zutiefst gekränkten Frauen ebenfalls zu einem endgültigen Schritt. Sie hatten sich seit 1996 eine Handlungsbasis geschaffen mit der Gründung eines internationalen Netzwerkes *Women's Ordination Worldwide* (WOW). Schon bei der Ersten Internationalen Konferenz der WOW 2001 in Dublin/Irland traten die Frauen aus fünf Kontinenten geschlossen dafür ein, das Motto ihrer Veranstaltung auch in die Tat umzusetzen: „Die Zeit ist reif! Frauen feiern ihre Berufung zu einem erneuerten Priestertum in der katholischen Kirche“. (45)

## Frauenpriesterweihe „contra legem“ als prophetisches Zeichen

Am 29. Juni 2002 ließen sich sieben Frauen aus Österreich und Deutschland nach dem Vorbild einer Frauenordination von 1970 in der Untergrundkirche der Tschechoslowakei gegen das bestehende Kirchengesetz in einem öffentlichen Akt auf einem Donauschiff von einem Bischof zu Priesterinnen weihen. Für die Gruppe der Weihekandidatinnen erklärten Dr. theol. Iris Müller und unsere Autorin Dr. theol. Ida Raming in einer Presseerklärung (65-68) diese Ordination *contra legem* (c. 1024 CIC) „als ein deutliches prophetisches Zeichen des Protestes“ (66), „in der Nachfolge Jesu“, „der Gesetze . . . gebrochen hat“ (z.B. Sabbat- und Reinheitsvorschriften . . .).

Darin lag für ihn keine Willkür, sondern er handelte aus der Erkenntnis, dass die Menschen nicht zur Einhaltung ungerechter, unmenschlicher Normen und Gesetze da sind, sondern dass die Gesetze einer Religion den Menschen dienen sollen (vgl. Mk 2,27 u.ä.)“ (67). Das stärkste Argument, das ihnen kein Mächtiger der Kirche, kein Papst und kein Bischof aus der Hand nehmen kann, ist ihre innere Gewissheit, dass Gott sie „zum priesterlichen Dienst in der Kirche“ ruft.

Daher ist die Dokumentation dieses Weges, Priesterin *contra legem* zu werden, von unerhörter Bedeutung für alle, die zur katholischen Kirche gehören wollen. Allen priesterlichen Amtsträgern ist ein lebender Beweis gegeben, dass die Voraussetzung für die Behauptung, Gott beruft nur Männer zu Priestern, nicht mehr gelten kann. Aus Respekt vor der schweren Gewissensentscheidung aller *contra legem* geweihten Frauen sollten alle männlichen Gegner der Frauenpriesterweihe diese Verweigerung in „ekklesialer Liebe“ vor ihrem Gewissen neu überdenken, auch im Erschrecken über den priesterlichen Dünkel, der aus den lehramtlichen Schreiben gegen die Weihe von Frauen spricht. Den katholischen Frauen wird auf ähnliche Weise großer Respekt abverlangt dafür, dass Ida Raming und die anderen Pionierinnen zur Rettung der durch Kirchenmänner in Jahrhunderten geschmähten Frauenwürde aufgestanden sind. Wie die Würde der Frauen als Töchter Gottes hier verteidigt wird, dafür lohnt es sich, die gut, gründlich und lang überlegten Begründungen und Rechtfertigungen der Frauen für den Akt ihres Ungehorsams alle zu lesen (schon im Vorwort).

Dokumentiert sind natürlich auch die Reaktionen auf die Ordination *contra legem*, eine positive des Protestanten Peter Rosien, der die katholischen Frauen ermuntert, damit zu beginnen, das Amt im Sinne Jesu umzudeuten und einfach katholische Pfarrerinnen zu werden (72), sowie die kritische von Norbert Scholl. Er befürchtet, ein solcher Akt zementiere eher die Klerikerkirche. (76) Und dann die Reaktionen der Glaubenskongregation. Diese stand vor dem Problem, dass man sich für eine „Tatstrafe“ auf kein Kirchengesetz berufen konnte, weil mit dieser Handlung niemand je gerechnet hat. So „erfanden“ die Glau-

benshüter den Strafbestand, die sieben Frauen hätten gegen „die göttliche Verfassung der Kirche“, natürlich in schwerwiegender Weise, verstoßen und im Widerspruch zur „endgültigen Lehre der Kirche“ gehandelt. (73) Die Frauen widerriefen nicht, sondern antworteten, „dass die angeblich „endgültige Lehre der Kirche“ auf einer schweren Diskriminierung der Frau basiert, die in krassem Widerspruch zur biblischen Botschaft („in Christus“ gilt aufgrund von Glauben und Taufe „nicht männlich und weiblich“, Gal 3,26) steht und daher keinerlei Anerkennung und Beachtung verdient.“ Das Delikt „der versuchten Priesterweihe von Frauen“ wird in eine Reihe der Vergehen des sexuellen Missbrauchs von Kindern durch Kleriker gestellt. (74)

## Die Exkommunikation erfolgte im Januar 2003.

Bis heute ist es bis zu sechs Ordinationen aus prophetischem Ungehorsam gekommen: 2004 wieder auf einem Donauschiff, 2005 in Frankreich und in Kanada, 2006 in der Schweiz, 2006 in den USA. Ida Raming und die weltweit vernetzten Frauen des WOW setzen darauf, dass weitere Frauen ihrer Berufung folgen werden. Sie wollen Unrecht nicht hinnehmen und ihre Berufung leben.

Das vorletzte Kapitel „Entwicklung unter Papst Franziskus“ macht deutlich, dass die Frauen sich bewusst sind, Papst Franziskus werde bei aller Reformwilligkeit das Verbot der Frauenordination Johannes Pauls II. mit Rücksicht auf das Unfehlbarkeitsdogma nicht aufheben. Im Schlusskapitel „Ausblick“ sind die aktuellen Proteste heutiger Frauen zusammengestellt mit einem letzten Appell der *contra legem* geweihten Priesterin an die katholischen Frauen, ihre Verantwortung für ihre volle Personenwürde, für die Freiheit der Töchter Gottes und für eine erneuerte Kirche wahrzunehmen. Im Anhang findet sich eine ausführliche Bibliographie zum Thema „Frauen und Priesteramt“.

## Frauen sind aufgestanden gegen den Missbrauch des Priesteramtes als Herrschaftsinstrument

Ohne Frage ist das Buch ein unentbehrliches kirchengeschichtliches Dokument

über den Widerstand katholischer Frauen gegen die klerikale Männerherrschaft. Mich wundert allerdings, warum der Verlag auf dem Klappentext verschweigt, dass die Autorin eine *contra legem* geweihte Priesterin ist, die mit dem Einsatz ihrer ganzen Existenz in ihrer Kirche gegen den Missbrauch des Priesteramtes als Macht-, Herrschafts- und Unterdrückungsinstrument aufgestanden ist. Sie hat mit ihrer gelebten Berufung das Gottes- und Jesusbild von der Verdunkelung befreit, als habe Gott die Frau zur Zweitrangigkeit bestimmt. Und was die lächelnden Gesichter nicht verraten, begleitet war ein solches Leben von schmerzlichen Zurückweisungen und Sanktionen, vor allem der Verstoßung durch die Exkommunikation. „Sie treten uns zu Boden, werfen uns weg wie Unrat“. (76) So erlebten sich die Frauen, als Rom die Exkommunikation aussprach. Inzwischen steht die Kirche in allergrößter Schande da durch die sexuellen Verbrechen ihrer geweihten Priester, und eine Frau ruft den deutschen Bischöfen auf der Frühjahrskonferenz zu: „Sie repräsentieren eine Kirche, deren systemische Defekte offenkundig geworden sind“ (Frankfurter Rundschau v. 20. März 2019). Es ist die Erfurter Dogmatikprofessorin Julia Knop, die im Interview systemkritisch nüchtern zu der 30-Prozent-Frauenquote der Bischöfe dieses sagt: „Nachhaltig wird Geschlechtergerechtigkeit in der Kirche aber nur werden, wenn die gängigen katholischen Koppelungen von geistlichem Amt und Leitungsvollmacht einerseits, geistlichem Amt und Geschlecht andererseits, aufgebrochen werden“ (Frankfurter Rundschau s.o.). Das Lebens- und Berufszeugnis der *contra legem* Priesterin Dr. theol. Ida Raming, das in diesem Buch im LIT Verlag dokumentiert ist, wollten die leitenden Kirchenmänner bis jetzt nicht verstehen. Ob die Bischöfe nun, da sie alles Vertrauen bei den Gläubigen verloren haben, hellhöriger für ihr Versagen geworden sind und sich innerlich berühren lassen? Die offene, klare Sprache einer sachkundigen Dogmatikerin sagt ihnen, dass und wie gehandelt werden muss! Die letzte Chance ist es sicherlich!

\*\*\*

Theo Mechtenberg

## Wider das Vergessen

Rezension zu: Monika Sznajderman, Die Pfefferfälscher. Geschichte einer Familie. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Martin Pollack, Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag Berlin 2018

„Habe ich das Recht, die Schatten heraufzurufen, die du mit aller Kraft vergessen wolltest? Bin ich überhaupt imstande, irgendetwas zu begreifen? Ich weiß es nicht. Aber ich denke ständig darüber nach. Schließlich habe ich Jahrzehnte im Schatten des Schweigens zugebracht.“ (118) Diese Sätze der Autorin können als Motto ihres Buches dienen. Sie äußert ihre Selbstzweifel, ob sie das bewusst machen und ihren Lesern vermitteln kann und darf. Was ihr Vater, denn um ihn geht es vor allem, der einzige Überlebende des jüdischen Zweigs ihrer Familie, der alles verdrängt hat, um, wie er einmal sagte, sich „irgendwie an das anzupassen, was später kam“ (13). Aber Monika Sznajderman, die Tochter, sah sich durch das biblische Gebot „zachor“ in die Pflicht genommen; sie nahm den mühsamen „Kampf gegen das Vergessen“ auf und schuf diesen Band notwendiger Erinnerung (92). Dabei ging es ihr in erster Linie um die Sammlung der Fakten, die ihr Vater mit wenigen Fragmenten preisgab, aus denen sie versuchte, sie zu einer Erzählung zu verarbeiten. Zu Hilfe kam ihr zudem, dass ein Teil ihrer väterlichen Verwandtschaft in den 1920er Jahren nach Übersee ausgewandert war und mit den in Polen zurückgebliebenen Verwandten einen regen Kontakt unterhielt. Dieses Material an Briefen und Fotos hatte man sorgsam aufbewahrt und der Autorin zur Verfügung gestellt. Auf diese Weise konnte sie, ergänzt durch eigene Recherchen, die Vergangenheit ihrer jüdischen Vorfahren bis zu ihrer mörderischen Vernichtung rekonstruieren, so dass der Leser über deren persönliches Schicksal hinaus eine Vorstellung vom reichen jüdischen Le-

ben gewinnt, das sich in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen in Polen abspielte. Die Autorin durchbricht nicht nur die „Schatten des Schweigens“ ihrer jüdischen, sondern auch ihrer polnischen Verwandtschaft. Während der jüdische Teil ihrer in Polen lebenden Vorfahren bis auf ihren Vater im Holocaust umkam, überlebte sie Krieg und Okkupation. Ihre Lebenswege aufzuzeichnen, bedurfte es keiner mühevollen Recherche, war sie doch in ihrem Schoß aufgewachsen und hatte bereits in Kinderjahren ihren Geschichten gelauscht. Doch ein weißer Fleck blieb, eine die Autorin quälende Frage: Wie verhielt sich ihre polnische Verwandtschaft zu ihren ihrer Würde und ihres Lebens beraubten jüdischen Nachbarn? Über dieser Antwort lag gleichfalls ein „Schatten des Schweigens, und die Autorin verwendet viele Seiten ihres Buches, dieses Dunkel zu durchdringen.

Seit Jahrhunderten war der jüdische Zweig der Familie in Radom ansässig. Ein Drittel der 85.000 Einwohner der Stadt waren Juden. Sie lebten in einer geschlossenen Gemeinschaft, waren beinahe autark und unterhielten zum polnischen Nachbarviertel kaum Kontakt. Die jüdische Verwandtschaft der Autorin war streng orthodox; ihren Lebensunterhalt verdiente sie sich als kleine Handwerker. Als einzigem von ihnen war Monika Sznajdermans Großvater der soziale Aufstieg gelungen, dies aber um den Preis einer radikalen Trennung von dieser jüdischen Welt. Als Warschauer Medizinstudent und späterer Arzt legte er seinen jiddischen Vornamen Icek ab und nannte sich fortan Ignacy. Zusammen mit dem Namen „änderte mein Großvater sein gesamtes bisheriges Leben“ (60). Er wurde zu einem assimilierten Juden, „der sich seiner Herkunft schämte“ (63).

Seinem jüdischen Schicksal entging er dennoch nicht. Während sich sein jüngerer Sohn Marek, der Vater der Autorin, aus dem Warschauer Getto auf die arische Seite retten konnte, ging er mit dem jüngeren Sohn Aluś 1942 am Ende seiner Kraft und unfähig, die tägliche Spannung weiter auszuhalten, „freiwillig zum Umschlagplatz, von wo sie nach Treblinka führen“, um dort vergast zu werden (74).

1942 wurde das Getto in Radom liquidiert, die jüdische Bevölkerung in Viehwaggons getrieben und in Treblinka ermordet. Kaum

hatte sie ihre Häuser verlassen, da wurden diese bereits von polnischen Mitbewohnern ausgeraubt. „Durch die menschenleeren Straßen rollen Fuhrwerke. Und auf diese wurde alles geladen, was nur Platz hatte. [...] Die Sachen führen in neue, christliche Häuser und bekamen ein neues, christliches Leben“ (95).

Wer von den wenigen geretteten Juden nach Kriegsende in seine Heimatstadt zurückkehrte, fand dort keine Bleibe. In der Nacht vom 10. auf den 11. August 1945 wurden in einem Haus vier Juden ermordet – als wirkungsvolle Abschreckung für jeden, der als Überlebender des Holocaust gehofft hatte, in Radom ein neues Leben beginnen zu können.

Auch Monika Sznajdermans jüdische Großmutter Amelia überlebte den Krieg nicht. Die Ehe mit ihrem Mann war 1933 geschieden worden. Vor den anrückenden deutschen Truppen flüchtete sie mit ihren beiden Kindern nach Osten. Sie fiel nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion einem von Ukrainern angezettelten Pogrom zum Opfer. Ihre beiden jungen Söhne schlugen sich nach Warschau durch und begaben sich in die Obhut ihres als Arzt im Getto tätigen Vaters.

Marek, Monika Sznajdermans Vater, wurde bald außerhalb des Warschauer Gettos aufgegriffen und erlebte als Junge eine wahre Odyssee durch etliche Konzentrationslager. Er überlebte mehrere Selektionen. Auf einem der Todesmärsche gegen Kriegsende gelang ihm nahe Nossen die Flucht. Die Autorin reflektiert am Schicksal ihres Vaters die Unwahrscheinlichkeit seiner Rettung, gegen alle Logik der Vernichtungsmaschinerie. Ihm, wie anderen Geretteten, bleibt sie im Grunde unerklärbar. Sie nennen es Schicksal, Zufall, Glück – Begriffe, welche die Ratlosigkeit nur verdecken. Die Autorin sieht sich damit einem grundsätzlichen Problem gegenüber, nämlich dass wir für das, was in Auschwitz geschehen ist, „keine Sprache, weder Begriffe noch Kategorien besitzen“ (134). Sie zitiert den italienischen Philosophen Giorgio Agamben: Auschwitz ist jener Ort, wo „der Ausnahmezustand vollkommen mit der Regel zusammenfällt und die Extremsituation zum Paradigma des Alltäglichen wird“ (134). Marek Sznajderman zählt zu den wenigen Geretteten, die Auschwitz in ihrem Leben nicht eingeholt hat; er wurde nicht wie so

manch anderer in den Wahnsinn oder Selbstmord getrieben. Wie sein Vater studierte er nach dem Krieg Medizin, wurde Kardiologe und bekannte an einem seiner späteren Geburtstage: „Am 9. Mai 1945 war ich mutterseelenallein. [...] Und heute, schaut nur – heute habe ich die Familie wieder aufgebaut“ (138).

Die 1958 geborene Autorin ist im Schoß des weit verzweigten Teils ihrer polnischen Familie aufgewachsen, die den Krieg relativ ungestört überlebt hatte. Nachdem es längst keine Synagogen mehr gab, die Gettos liquidiert und Millionen Juden in den Gaskammern ermordet worden waren, gab es bis 1944, bis kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee, unweit von Lublin, wo auch ihre polnische Familie ihre Gutshöfe besaß, die traditionellen Pferderennen, zu denen sich, auf einer von den Deutschen getrennten Tribüne, der polnische, für seine Pferdezucht bekannte Landadel versammelte. Die Autorin wünscht sich, dass damals ihre polnischen Angehörigen nicht unter den Zuschauern waren. „Ich fürchte jedoch, dass es anders war“ (191). Manch einer aus ihrer Familie – so ihre Vermutung – war wohl dem Schicksal der Juden gegenüber gleichgültig, andere haben sie vielleicht bedauert. Den Juden geholfen hat niemand. Gesellschaftlich und politisch war man antisemitisch eingestellt, las das unter dem Landadel verbreitete Organ der Nationalen Partei „Der Kampf“. Dieses Blatt bedachte noch im Krieg die Politik des Okkupanten den Juden gegenüber mit Lob, begrüßte die „Schaffung der Gettos“ (205). Man erträumte sich ein judenfreies Polen. Die Autorin kommt zu dem Schluss: „Für viele, wenn nicht für die Mehrheit der Polen existierten ihre jüdischen Nachbarn durch Jahrhunderte ausschließlich als Bezugspunkt für ihre eigenen, polnischen Ansichten und Gefühle: ausnahmsweise und bestenfalls als ein weltvoller Bestandteil ihrer persönlichen Welt, in den meisten Fällen jedoch als düsteres Objekt von Neid und Hass, als sündige Projektion des Abscheus und der Begierde, als wirtschaftliches Problem und als politische Frage, die erledigt werden musste, als, kurz gesagt, Emanation unüberwindlicher Fremdheit, aber nicht als wahrhaftige menschliche Wesen aus Fleisch und Blut“ (215).

Vom Schicksal eingeholt wurde der polnische Teil der Familie nach dem Krieg mit

Beginn der kommunistischen Herrschaft. Ihre Gutshöfe wurden enteignet und verfielen mit der Zeit, überwuchert von der Natur, „das symbolische Ende des Landadels“ (177). Ein Onkel der Autorin, der mit der Nationalen Partei eng verbunden und im Untergrund gegen die neuen kommunistischen Herren aktiv war, wurde gefasst, gefoltert und zu lebenslanger Haft verurteilt, kam aber 1956 mit dem Ende des Stalinismus wieder frei.

Die letzten Sätze ihres Buches widmet die Autorin ihrer Mutter Małgorzata aus dem Hause Lacherts: „Ihr ist es zu verdanken, dass geschehen ist, was unmöglich erschien: dass sich die Geschicke der Lipskis, Lacherts, Ciświckis und Mottys mit den Geschicken der Rosenbergs, Weissbaums, Flamenbaums und Sznajdermans verbinden konnten. [...] Ihr ist es zu verdanken, dass diese Geschichte ein gar nicht so trauriges Ende finden muss“ (261).

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Islamwissenschaftliches Symposium von Inârah

Ein Kurzbericht

Vom 01. bis 04.05.19 führte Inârah ein sechstes wissenschaftliches, internationales und interdisziplinäres Symposium durch. Die bisherigen Symposien fanden an der Europäischen Akademie in Otzenhausen statt, wegen der vielen Referenten aus anderen europäischen Ländern und aus Amerika wurde die Tagung in das Schloss Waldthausen bei Mainz verlegt, das vom Flughafen und vom Hauptbahnhof Frankfurt leichter erreichbar ist. Das Symposium wurde hervorragend von unserem Vorstandsmitglied und Forschungsassistent, Dr. Robert Martin Kerr, organisiert. Vor den etwa siebzig geladenen Gästen – auch sie islamwissenschaftlich kompetent – sprachen Referenten, die in ihrer Heimat

als ausgewiesene Fachvertreter bekannt sind und wichtige Schriften publiziert haben, zu zwei Problemkreisen: 1. zur Koranwissenschaft, 2. zur Religions- und Frühgeschichte des Islams. Erstrebt wurde bei der Auswahl der Referenten eine Mischung aus alten Gesichtern sowie „frisches Blut“, um so neue Einsichten zu gewinnen sowie auch den historisch-kritisch von Inârah vertretenen Thesen eine breitere Resonanz zu verleihen.

*Um einen Eindruck zu bieten, sollen die Referenten (ohne ihre akademischen Titel) genannt werden: David Engels (Posen), Guillaume Dye (Brüssel), Gerd-R. Puin (Saarbrücken), Florence Mraizika (Paris), Claude Gilliot (Aix-en-Provence), Geneviève Gobillot (Lyon), Moshen Bannaie (Berlin), Héla Ouardi (Tunis), Habib Tawa (Paris), Samir Arbache (Lille), Simon Lamsiah (Helsinki), Efim Rezvan (St. Petersburg), Edouard-Marie Gallez (Libramont), Gilles Courtieu (Lyon, wegen Erkrankung wurde sein Vortrag von Paul Neuenkirchen [Paris] vorgelesen), Anna Kudriavceva (St. Petersburg), Jan Retsö (Gothenburg), Jan van Reeth (Antwerpen), Gerald Hawting (London), Peter von Sivers (Salt Lake City, Utah, USA), Volker Popp (Bernkastel), Raymond Dequin (Badingen), Stephen Shoemaker (Portland, USA), Hanna Skandar (Beit-Mery), Ebrard da Costa (Angola, Beinhem). Zwei Referenten, Manfred Kropp (Mainz) und Christoph Luxenberg (Berlin), waren verhindert.*

Das Symposium erbrachte viele neue Gesichtspunkte, die für die künftige Islamwissenschaft wichtig sind und die hier nicht aufgezählt werden können. Zwar waren die angesprochenen Themenbereiche sehr vielfältig, so dass sie später wie ein Puzzle zusammengesetzt werden müssen. Alle aber hatten die beiden Zielsetzungen von Inârah mehr oder weniger berücksichtigt: 1. historisch-kritisch anhand zeitgenössischer und nachprüfbarer Quellen die Frühgeschichte des Islam zu erarbeiten, 2. eine philologisch wissenschaftliche Koranexegese zu versuchen. Die überarbeiteten Beiträge werden im kommenden Frühjahr in einem Sammelband im Hans Schiler Verlag, Berlin, publiziert.

Trotz des dichten und strapaziösen Programms wurden differenzierte Diskussionen, auch mit den Zuhörern, geführt, die in manchen Punkten wohl Korrekturen an

den vorgetragenen Thesen bewirken werden, da nicht alle Vortragende, besonders einige Erstmalige, gleichermaßen historisch-kritisch arbeiten. Neben den Vorträgen waren der vielfältige Gedankenaustausch zwischen Fachgelehrten wie auch mit den Zuhörern sehr nützlich.

Ein Problem wurde allerdings recht deutlich: das Sprachenproblem. Nicht das Arabische oder Aramäische ist hier gemeint, sondern die Vielfalt der europäischen Sprachen. Nicht wenige Wissenschaftler aus dem anglo- und frankophonen Bereich verstehen die deutsche Sprache nicht und sind deswegen auch nicht mit unseren bisherigen Forschungen vertraut, und auch für die fremdsprachlich kompetenteren deutschen Teilnehmer waren manche französischen oder englischen Vorträge und Diskussionen gelegentlich schwer verständlich. Diese Schwierigkeit muss bei künftigen Veranstaltungen berücksichtigt werden.

Veranstalter, Referenten und Gäste waren von diesem „Brainstorming“ sehr angetan – diese innovative und die Islamwissenschaft befördernde Praxis soll fortgesetzt werden.

\*\*\*

## Richtigstellung

In Heft 51/2, 2018, S. 78-80 ist ein Artikel erschienen über Sure 108. Dieser Beitrag, da er für eine populäre Leserschaft bestimmt ist, verzichtete auf Literaturangaben. Der an der wissenschaftlichen Diskussion interessierte Leser sei auf den Aufsatz von M.F.J. Baasten, A Syriac Reading of the Qur'an? The Case of Sûrat al Kawthar, in: A. Al-Jallad, Arabic in Context. Celebrating 400 Years of Arabic at Leiden University, SSL 89, Leiden: Brill 2017, S. 372-392 hingewiesen, der den beiden Autoren als Ausgangspunkt diente und wo alle nötigen Literaturangaben zu finden sind. Dort findet sich auch eine kritische Würdigung der für den Artikel maßgeblichen Neuinterpretation der Sure durch Christoph Luxenberg aus seinem Buch "Die syro-aramäische Les-

art des Koran - Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache", 4. Aufl. 2011, S. 304 ff.

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Wie in der Nazizeit

Hasspolemik gegen eine Diskussion zum Kopftuch an der Universität Frankfurt

Die Direktorin des Frankfurter „Forschungszentrums Globaler Islam“, Frau Prof. Dr. Susanne Schröter, hatte zu einer Konferenz zum Thema „Das islamische Kopftuch – Symbol der Würde oder der Unterdrückung“ geladen. Die Folge war eine Hetzkampagne, in der sie des Rassismus beschuldigt, zum Rücktritt von ihrem

Lehrstuhl und die Universität zum Verbot dieser Veranstaltung aufgefordert wurde. Es ist eine Schande, dass es an einer deutschen Universität zu solchen Reaktionen kommen kann. Es gibt anscheinend nicht wenige, auch Studierende, weitere Interessengruppen und sogar – besonders absurd – feministische Gruppen, die allein schon eine universitäre Diskussion um das Kopftuch für ein blasphemisches Vergehen halten und hemmungslos reagieren. Löblicherweise knickte die Universitätsleitung nicht ein. Die Universitätspräsidentin Birgitta Wolff bestand auf der Meinungsfreiheit und der Möglichkeit, an einer Universität offene Diskussionen durchzuführen. Die Veranstaltung fand unter Polizeischutz (und ohne weitere Störung) am 08.05.19 statt, bei der Befürworter und – noch mehr – Kritiker des Kopftuchs zu Wort kamen. Für die zukünftige kritische Auseinandersetzung (auch) mit dem Thema Islam sind diese Vorgänge bedrückend, dabei sind solche Diskussionen unbedingt notwendig und keineswegs Zeichen von Rassismus oder Islamophobie. Die freie wissenschaftliche Diskussion ist ein inneres und unaufgebbares Moment unserer europäischen Kultur.

\*\*\*

## Reformierte Kirche der Schweiz feiert Jubiläum

Die Reformierte Kirche der Schweiz feiert 2019 ihr 500-jähriges Bestehen.

Vor genau einem halben Jahrtausend hatte der in Wildhaus bei St. Gallen geborene katholische Priester Ulrich Zwingli (1484-1531) nach seiner Berufung zum „Leutpfarrer“ an der Grossmünsterkirche in Zürich ab 1. Januar 1519 damit begonnen, nachhaltige Reformen in „Lehre und Glaubenspraxis“ durchzusetzen und gegen die heftigen Proteste des Bischofs von Konstanz, dem er unterstellt war, u.a. die lateinischen

Schrifttexte der Tagesliturgie den Gottesdienstbesuchern auf „Schwiezerisch“ zu erklären.

Während der legendären „Marburger Gespräche“ 1529 überwarf sich Zwingli mit Martin Luther und lehnte dessen These von der „Realpräsenz“ Christi in den Abendmahlsgestalten von Brot und Wein ab. Schließlich galt der Wildhauser in seiner Heimat und europaweit schnell als einer der ruppigsten Protagonisten im Kampf gegen den Ablasshandel. Die Franziskaner, die in der Schweiz den Einzug der für Ablässe, Messen und Beichten erhobenen Gebühren kontrollierten, nannte Ulrich

Zwingli abfällig „die Mastsäue in den braunen Kutten“.

Zwingli, der neben Martin Luther (1483-1546) und Johannes Calvin (1509-1564) zu den drei wichtigsten Kirchenreformern des ausgehenden Mittelalters zählt, wurde nach einem verlorenen Bekehrungsfeldzug gegen die romtreuen innerschweizer Katholiken von seinen Kontrahenten 1531 öffentlich hingerichtet.

## Südafrikas Bischöfe fordern Ende der Korruption

Aus den südafrikanischen Parlamentswahlen vom 8.

Mai 2019 ist die Partei des „Afrikanischen Nationalkongresses“ (ANC) mit 57 Prozent der abgegebenen Stimmen als Sieger hervorgegangen. Mit nur 21 Prozent belegte die Oppositionspartei der „Demokratischen Allianz“ den zweiten Platz.

Kurz nach der Bekanntgabe des Wahlergebnisses appellierte die Katholische Bischofskonferenz in einer landesweit verbreiteten ersten Stellungnahme an den amtierenden Staatspräsidenten Cyril Ramaphosa (ANC), der im Februar letzten Jahres die Nachfolge des wegen schwerer Korruptionsdelikte entlassenen Jacob Zuma übernommen hatte, endlich den „Korruptionssumpf“ trocken zu legen, der zu einer „ernsten Gefahr für Südafrikas junge Demokratie“ geworden sei. Vor allem aber, so die Bischöfe, dürfe Ramaphosa darum auf keinen Fall die „Drahtzieher der Vetternwirtschaft in sein Kabinett bzw. ins neue Parlament aufnehmen“. Er müsse außerdem sicherstellen, dass die Behörden und die Justiz des Landes künftig ohne „politische Beeinflussung“ arbeiten könnten und die notorische "Plünderung von Staatsbetrieben" beendet würde.

Die Bischöfe unterstrichen in ihrer Erklärung, dass sie für die große Mehrheit ihrer Landsleute sprechen, die auch 25 Jahre nach dem Ende der Apartheid noch immer „keine angemessenen Bildungschancen, keine adäquate Gesundheitsversorgung, keinen Arbeitsplatz und keine menschenwürdige Wohnung haben“.

## Neues Religionsgesetz in Bolivien

In Bolivien hat Präsident Evo Morales ein neues Gesetz vorgestellt, durch das künftig die in der Verfassung proklamierten Rechte aller Religionsgemeinschaften besser geschützt werden sollen.

Alle religiösen Einrichtungen des Landes sind fortan verpflichtet, Steuern zu zahlen und gegenüber den zuständigen staatlichen Behörden Rechenschaft über ihre gesellschaftlichen Aktivitäten abzulegen.

Außerdem werden sie, zum ersten Mal in der Geschichte der Andenrepublik, als gemeinnützige juristische Gruppierungen anerkannt, welche Spenden annehmen und abschreiben können. Mit dem neuen Gesetz sind in Zukunft Eheschließungen auch außerhalb der katholischen Kirche möglich.

"Ab heute sind wir nicht mehr dazu verpflichtet, uns in der katholischen Kirche trauen oder taufen zu lassen. Dies können wir jetzt in jeder anderen Kirche tun," erklärte Präsident Morales.

## Vorerst kein Frauen- diakonat

Auf dem Rückflug von seiner Balkanreise nach Bulgarien und Nordmazedonien Anfang Mai dieses Jahres sagte Papst Franziskus den ihn begleitenden Journalisten, dass bis auf weiteres nicht mit einem Diakonat für Frauen gerechnet werden könne.

Zwar habe die von ihm 2017 eingesetzte Kommission ihre Arbeit beendet, sei aber zu keinen gemeinsa-

men Schlussfolgerungen gekommen.

Bis zu einem gewissen Punkt seien sich die Fachleute nach zweijähriger Arbeit einig gewesen, für eine endgültige Entscheidung bedürfe es jedoch weiterer Arbeit und Überlegungen. Dazu sollten die Kommissionsmitglieder ihre jeweiligen Thesen und Befunde noch weiter untersuchen und ausbauen.

Den Quellen zufolge habe es in einigen Regionen, etwa dem antiken Syrien, Diakoninnen gegeben, in anderen Regionen nicht. Sie taufeten demnach damals Frauen, was durch Untertauchen geschah. Auch Salbungen kranker Frauen hätten die Diakoninnen vorgenommen. Ob ihr Amt allerdings sakramental verstanden worden sei, darüber seien sich die Experten uneins, so der Papst.

"Grundsätzlich ist festzuhalten, dass es keine Gewissheit darüber gibt, ob es sich hier um eine Ordination handelte, die dieselbe Form und Finalität hatte wie bei der Ordination von Männern", betonte Franziskus. Bei einer Audienz für die im Mai in Rom versammelten Ordensoberinnen aus aller Welt, stellten deren Sprecherinnen dem Papst gegenüber in Frage, ob der fast schon „ritualisierte Ausflug in die frühe Kirchengeschichte“ bei der Diskussion ums Frauendiakonat nicht langsam einer unverantwortlichen Verzögerungstaktik der Amtskirche bei diesem so wichtigen Anliegen der „Aufwertung von uns Frauen in der Kirche“ gleichkomme.

## Hoffnungsschimmer nach der Wahl in Indonesien

Mit dem Sieg von Präsident Joko Widodo bei den Aprilwahlen 2019 steigt unter den Christen in Indonesien die Hoffnung auf ein Abflauen des von Islamisten im Land geschürten Hasses gegen die Mitglieder von Minderheitsreligionen. "Dem politischen Islam ist es nicht gelungen, die Kontrolle über das Land zu erlangen", sagte der katholische Politologe Boni Hargens der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) in Jakarta. Die Wähler hätten sich für den gemäßigten Amtsinhaber Widodo entschieden, weil unter seiner Regentschaft mit einem "besseren Indonesien" gerechnet werden könne. Hochrechnungen zufolge gewann Widodo die Wahl mit 54 Prozent der Stimmen. Auf seinen Herausforderer Subianto Prabowo entfielen 45 Prozent. Prabowo hatte sich im Wahlkampf mit radikalen islamistischen Gruppen verbündet, deren erklärtes Ziel die Umwandlung der sunnitisch geprägten, 270 Millionen Einwohner zählenden Republik Indonesien in ein islamisches Kalifat ist.

## Neuer Erzbischof für die US-Hauptstadt Washington

Der neue Erzbischof von Washington, Wilton Gregory, der am 21. Mai offiziell in sein Amt eingeführt wurde, will die Aufarbeitung der Missbrauchskrise ins Zentrum seiner Arbeit rücken. Dies erwarteten die Katholiken in seiner Diözese. Er sehe dieser Herausforderung

"ohne jede Angst" entgegen, sagte er in einem Gespräch mit dem Nachrichten-Portal "Crux Now".

Der erste afroamerikanische Bischof Washingtons will die Aufarbeitung nicht allein der Kirche überlassen. In dem Interview forderte der 71-Jährige nachdrücklich die Einbeziehung von Laien. Der Nachfolger von Kardinal Donald Wuerl kündigte zudem an, sich um einen Ausgleich zwischen konservativen und liberalen Katholiken zu bemühen. Es sei sein Ziel, das Gleichgewicht zu erhalten und sich nicht von extremen Positionen beeinflussen zu lassen. Wilton Gregory gilt weithin als eher liberal und progressiv. Im konservativen Lager ist seine Haltung zu Abtreibung und Homosexualität umstritten. Während Unterstützer in ihm einen Hoffnungsträger und profilierten Kämpfer gegen sexuellen Missbrauch sehen, werfen Vertreter von Opfern ihm vor, selbst Missbrauchsfälle in der Vergangenheit nicht konsequent aufgeklärt zu haben.

Gregory war seit dem Jahreswechsel 2004/2005 Erzbischof von Atlanta, Hauptstadt des US-Bundesstaates Georgia. Am 4. April 2019 ernannte ihn Papst Franziskus zum Nachfolger von Kardinal Wuerl als Erzbischof von Washington. Wuerl war vor seiner Emeritierung im Zusammenhang mit dem Bericht über Missbrauchsfälle im US-Bundesstaat Pennsylvania in die Kritik geraten. Dem 78-Jährigen werden Vertuschungen in seiner Zeit als Bischof von Pittsburgh (1988-2006) vorgeworfen. Zudem soll er von den sexuellen

Vergehen seines Vorgängers in Washington, Theodore McCarrick (88), gewusst haben - was Wuerl bestreitet.

## Bischof Fürst: Interkommunion nicht möglich

Kirchen können nicht ortsgebunden fusionieren. Diese Meinung vertrat der Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Gebhard Fürst, bei einer Diskussionsveranstaltung Ende März in Ravensburg. Ein Empfang der katholischen Eucharistie durch evangelische Christen und des evangelischen Abendmahles durch katholische Christen sei nach gegenwärtigem Erkenntnisstand noch nicht möglich. Gründe dafür seien vor allem ein unterschiedliches Wandlungs- und Kirchenverständnis. Trotzdem ermutigte der Bischof zu einem aufrichtigen Bemühen um Lösungen kontroverser ökumenischer Fragen. Wörtlich sagte Fürst: "Wir befinden uns noch nicht in Kirchengemeinschaft zwischen beiden Konfessionen, und das ist nach unserem Verständnis notwendig, weil man nicht immer nur als Einzelner die Gaben empfängt, sondern in der Gemeinschaft, die von einem bestimmten Glauben getragen ist."

Hintergrund der Diskussion ist die umstrittene "Ravensburger Erklärung", die 2017 von Vertretern der evangelischen und der katholischen Kirche in der Stadt unterzeichnet wurde und die sich für ein gemeinsames Abendmahl der beiden Konfessionen ausgesprochen hatte.

## Dramatischer Mitgliederverlust

Die beiden großen Kirchen Deutschlands stehen in den kommenden vier Jahrzehnten vor einem eklatanten Rückgang ihrer Mitgliederzahlen sowie ihrer Finanzkraft. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie, welche das „Forschungszentrum Generationenverträge“ an der Universität Freiburg im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) sowie der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) erstellte.

Die Zahl von Katholiken und Protestanten in Deutschland wird demnach von 44,8 Millionen im Jahr 2017 auf 22,7 Millionen im Jahr 2060 sinken. Die Finanzkraft der Kirchen wird laut der Berechnung im gleichen Zeitraum um 51 Prozent abnehmen. Die Entwicklungen dürften in beiden Kirchen weitgehend parallel verlaufen, prognostizieren die Freiburger Forscher um Bernd Raffelhüschen. Verantwortlich dafür ist nach seinen Angaben allerdings nicht wie bisher oft angenommen in erster Linie die allgemeine Alterung der christlichen Bevölkerung, sondern vor allem Kirchenaustritte sowie sogenannte Taufunterlassungen. Raffelhüschen bezifferte das Verhältnis dieser Faktoren auf ein Drittel zu zwei Drittel. Der Forscher wertete es ebenso wie Vertreter beider Kirchen als Anlass zur Hoffnung, wenn beeinflussbare Faktoren wie Austritte wichtiger seien als gedacht. Bei der Präsentation der Daten forderte EKD-Ratsmitglied Andreas Barner seine Kirche angesichts der derzeit noch üppigen Kirchen-

steuereinnahmen zu einer raschen Reaktion auf: „Für mich ist es fünf vor zwölf, wir müssen jetzt handeln.“

## Im Schnitt nur 5.000 Euro pro Opfer

Ein Missbrauchsoffer bekam in Deutschland in den vergangenen Jahren von der katholischen Kirche nur 5.000 Euro an Entschädigung ausbezahlt. Dies berichtet die BILD unter Berufung auf die Zentrale Koordinierungsstelle. Diese hatte bis Herbst 2017 für 1788 Anträge 8,7 Millionen Euro an Entschädigungen empfohlen, was umgelegt einem Durchschnitt von 5.000 Euro pro Opfer entspricht. Bundestagsvizepräsident Wolfgang Kubicki von der FDP übte an diesen „mickrigen Zahlungen“ heftige Kritik: "Wenn wir bedenken, dass viele Menschen von diesen schrecklichen Taten lebenslang gezeichnet sind, dann erscheint ein solcher Betrag, den ein Bischof in einem halben Monat verdient, maximal ungerecht." Auch die Betroffenen sind über die niedrigen Entschädigungsbeträge empört. „Die reichste Kirche der Welt leistet es sich seit Jahren, ihren Opfern lächerliche ‚Anerkennungszahlungen‘ anzubieten. 1.000, 3.000, 5.000 Euro sind eine neue Demütigung für die Betroffenen“, so Matthias Katsch vom Opferverband „Eckiger Tisch“.

## Nicaragua: Proteste gegen Linksregierung halten an

Im Laufe der Proteste gegen Präsident Daniel Ortega, die im April 2018 wegen einer von der Linksregierung in

Aussicht genommenen Rentenreform begannen, sind bisher weit über 600 Menschen ums Leben gekommen. Mehrere Hundert überwiegend junge Aufständische sitzen noch immer in Haft. Ihre von der Opposition geforderte Freilassung gilt als Knackpunkt zur Lösung der schweren politischen Krise in dem mittelamerikanischen Land.

Der „Nationale Dialog“, auf dessen Wiederaufnahme sich das Ortega-Lager und die oppositionelle Allianz der Zivilgesellschaft vor einigen Wochen im Beisein des Erzbischofs der Hauptstadt-Diözese Managua, Kardinal Leopoldo Brenes, überraschend geeinigt hatten, steckt mittlerweile wieder in einer Sackgasse, weil Daniel Ortega u.a. die Forderung der Opposition nach vorgezogenen Neuwahlen strikt abgelehnt und stattdessen das Ende der internationalen Sanktionen verlangt hatte.

Die katholischen Bischöfe des Landes zogen sich mittlerweile demonstrativ aus dem Dialogprozess zurück. Während ihrer April-Vollversammlung hatten sie die Einladung der Regierung zurückgewiesen, am Nationalen Dialog als "Zeuge und Begleiter" teilzunehmen. Man sehe die Neugestaltung des Landes als vorrangige Aufgabe der Laien, deren Stunde nun gekommen sei, begründeten die Bischöfe ihren Schritt.

Einer der bekanntesten politischen Weggefährten Daniel Ortegas, der inzwischen 94-jährige nicaraguanische Befreiungstheologe Ernesto Cardenal hatte sich schon vor längerer Zeit von der Sandinistenregierung losge-

sagt und vor kurzem Ortega einen „kleinen, miesen Diktator“ genannt. Wie inzwischen bekannt wurde, hat Papst Franzis-

kus alle durch Johannes Paul II. 1985 gegen den einstigen Kultusminister Nicaraguas verhängten Kirchenstrafen aufgehoben und

dem ans Krankenbett gefes-selten Jesuiten via Nuntia-tur gute Genesungswünsche übermittelt.

\*\*\*

## Fundsachen

### Steinreich

Niemand kennt sich mit dem Kirchenvermögen in Deutschland so gut aus wie der Politikwissenschaftler Carsten Frerk. Frerk lässt immer Zahlen sprechen, auf die man sich absolut verlassen kann. Klar, dass die Meinung des neugierigen Wissenschaftlers auch vor 5 Jahren besonders gefragt war, nachdem Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst in Limburg „Millionen verpulvert“ hatte und nicht wenige entsetzte Kirchensteuerzahler wissen wollten, ob´s mit dem Bistum an der Lahn finanziell jetzt den Bach runter gehe. „Keine Angst!“ war die Antwort von Carsten Frerk. Für alle, die mehr wissen wollten, hatte er eine Video-Botschaft aufgesetzt, in der er über die 5 „Finanzräume“ der steinreichen Kirchen sprach und über die gigantischen Summen, die dort „geparkt“ bzw. bewegt würden. Erstens: Kirchensteuern und sonstige Einnahmen - 15 Milliarden Euro. Zweitens: Caritas und Diakonie - 45 Milliarden Euro (nur 2 % aus eigenen Mitteln) Drittens: Staatliche Zuwendungen - 19,2 Milliarden Euro. Viertens: Wirtschaftliche Aktivitäten in fast allen Branchen (außer in Bestattungsunternehmen und Bordellen) – 125 Milliarden Euro. Fünftens: Vermögenswerte – 435 Milliarden (davon allein 220 Milliarden in Grundbesitz und Immobilien) Ein „Buch mit 7 Siegeln“, so Frerk, seien auch für ihn noch immer der Rechtsträger „Bischöflicher Stuhl“ und die dort angehäuft (nicht auskunftspflichtigen) Besitzstände.

-----

### Irrenanstalt

Die Komödie des Schweizer Pastorensohns Friedrich Dürrenmatt (1921-1990) „Die

Physiker“ wurde 1962 in Zürich uraufgeführt und gehört seitdem zu den am meisten gespielten Stücken auf deutschsprachigen Bühnen. Im Feuilleton ihrer Ausgabe vom 21. Januar 1983 schreibt die „Frankfurter Rundschau“ über den Inhalt der Komödie: „Genialer Forscher zieht sich in eine als Sanatorium getarnte Irrenanstalt zurück, weil er fürchtet, dass die Menschen mit seinen Forschungsergebnissen Missbrauch treiben werden . . . Es könnte ein *grünes* Stück sein, wenn Dürrenmatt es damit hätte bewenden lassen, dass besagter Physiker Möbius sich um der Zukunft der Menschheit willen mit seinen beiden als Newton und Einstein verkleideten Co-Patienten, die in Wirklichkeit Geheimagenten aus Ost und West sind und ihm seine Geheimnisse entreißen wollen, in sein Schicksal fügen und weiter als Irrener unter Irren leben würde.“ Weil aber Dürrenmatt Realist sei, so der Autor der „Rundschau“ weiter, lasse er die Anstaltsleiterin (im Auftrag der Industrie!) die Geheimpapiere kopieren, bevor sie ihr Verfasser vernichtet.

-----

### „Stadt der Blinden“

Kurz nach der Veröffentlichung seines weltbekannten Essays „Stadt der Blinden“ (1998) sagte der portugiesische Literatur-nobelpreisträger José Saramago (1923-2015) in einem Interview: „Ich wollte zeigen, dass unsere aufgeklärte Moral bedroht ist. Wir können sehen, aber sehen nicht. Wir leben mit dem alltäglichen Horror und haben gelernt wegzuschauen.“

-----

### Japanische Weisheiten

Bist du alt, so gehorche deinen Kindern.  
Der Kranich baut kein Nest auf einen abgestorbenen Baum.  
Über Dinge, die dich selbst betreffen, musst du andere fragen.

Am Fuß des Leuchtturms herrscht Dunkelheit.

Kein Gewinn ohne Verlust.

Mache einen Umweg, wenn du es eilig hast.

-----

## Außerirdisch

Treffen sich zwei Planeten im All (wo auch sonst!). Sagt Planet A zu Planet B: „Mann, du siehst aber schlecht aus. Hast du was?“ Nickt Planet B traurig und sagt: „Habe homo sapiens!“ Meint Planet A aufmunternd: „Scheißkrankheit. Aber keine Sorge, alter Junge. Das vergeht!“

-----

## Fastenpredigt

Die Fastenpredigt zum traditionellen Starkbieranstich 2019 auf dem Münchner Nockherberg hielt heuer der junge Allgäuer Kabarettist Maxi Schafrath.

Drei der vielen im Saal sitzenden politischen „Charakterdarsteller“ bekamen von der Kanzel herunter ihr Fett ab.

Dem aus Passau stammenden Bundesverkehrsminister Andi Scheuer (CSU) sagte Schafrath: „Du stehst jeden Tag auf und spielst glaubhaft einen Audimitarbeiter, der so tut, als wär' er Verkehrsminister.“

Den seit 2014 amtierenden Münchner Oberbürgermeister Dieter Reiter (SPD) flehte er an: „Du musst halt schon schauen, dass Wohnungen herkommen in München. Es kann einfach nicht sein, dass ein normaler Mensch sich deine Stadt nicht mehr leisten kann.“

Dem rotbackigen bayerischen Wirtschaftsminister Hubert Aiwanger von den „Freien Wählern“ sagte Schafrath: „Wir beide sind ja Landwirtskinder. Da hast du eine elementare Angst vor Stromautos und neuen Stromtrassen, weil du als kleiner Junge mal über einen elektrischen Weidezaun gepieselt hast.“

Musikalisch ausklingen ließ Maxi Schafrath seine Fastenpredigt mit dem urigen Gstanzel eines Quintetts vom „Bayerischen Heimatministerium“, das u.a. sang:

Mein Bayernland, mein Bäumchen zart,  
umzäunt, damit kein Reh dran nagt.  
O Libertas, O Schengen-Aus,  
Ein Stau bis hinter Salzburg naus.

-----

## Unersättlich

Unsere viel gepriesenen Kommunikations- und Informationstechnologien sind inzwischen weltweit für 10 Prozent des gesamten Stromverbrauchs verantwortlich. Experten, wie der an der TU Berlin lehrende Wirtschaftswissenschaftler Tilman Santarius (vgl. seinen ZEIT-Beitrag vom 1.2.2018 „Der Stromhunger wächst“), gehen davon aus, dass der Stromverbrauch durchs Internet bei anhaltendem Trend spätestens 2030 die 30-Prozent-Marke erreichen wird.

Nach China und den USA steht das Internet – so es denn ein Land wäre – beim Energieverbrauch bereits an dritter Stelle. Große Internet-Multis wie Apple und Google sind mittlerweile dazu übergegangen, ihre Operationen mit nachhaltiger Energie (Solar und Wind) zu bewerkstelligen.

-----

## Zeitlos

Ein zeitloser Text, auf den man bei der Lektüre des Buches Ezechiel im Kapitel 34 (Vers 2-4) stößt: „Wehe den Hirten Israels, die sich selber weiden! Sollen nicht vielmehr die Hirten die Schafe weiden? Die Milch genießt ihr, mit der Wolle bekleidet ihr euch und die Masttiere schlachtet ihr; aber die Schafe weidet ihr nicht. Das Schwache habt ihr nicht gestärkt, das Kranke nicht geheilt, das Verletzte nicht verbunden, das Versprengte nicht heimgeführt, das Verirrte nicht gesucht und das Kräftige in roher Weise niedergezwungen.“

-----

## Vor 20 Jahren

Unglaublich: vor 20 Jahren verdiente ein Vorstandschef in Deutschland zwanzigmal soviel wie ein Arbeiter. Heute verdient er 210-mal soviel.

-----

## Von Sinnen

Als der romantische Schriftsteller Karl Philipp Moritz (1756-1793) in einer 1790 veröffentlichten „Lesefibel“ die Sinne durchbuchstabierte, standen die „Gefühle“ (wegen ihrer gefährlichen Nähe zu Sinnlichkeit und Sexualität und wegen des von

ihnen betriebenen „Spiels mit dem Feuer“!) noch ganz unten auf der Werte-Skala. Die Sinnen-Hierarchie sah so aus:  
(Gesicht) A: Das offene Auge sieht ins Buch.  
(Gesicht) B: Das Buch macht junge Kinder klug.  
(Gehör) C: Den Ton der Cymbeln hört das Ohr.  
(Geruch) D: Der Duft von Weihrauch steigt empor.  
(Geschmack) E: Der Essig zieht den Mund zusammen.  
(Gefühl) F: Kind, hüte dich vor Feuer.

\*\*\*

## Die Glosse

Lieber Sepp,

als Kinder haben wir uns gegenseitig Utzfragen gestellt. Eine ist mir noch in Erinnerung: „Wie kommt Kuhscheiße aufs Dach?“ Was gabs da Spekulationen! Aber Antwort fanden wir keine darauf.

Heute fragen sich alle Christgläubigen, wie kommen die Sexualverbrechen in einer solchen Menge, und das weltweit, in unserer heilige katholische Kirche? Auch darauf finden wir keine Antwort.

Da sieht man, was das für ein Glück ist, dass wir den abgedankten Papst Benedikt noch haben. Der wagt sich an so knifflige Fragen heran, ich mein im Bewusstsein von seiner über die Abdankung hinaus bleibenden päpstlichen Unfehlbarkeit. Und er gibt also mit seiner sogenannten unfehlbaren Lehrmacht eine Erklärung, die unsereinen geradezu auf den Buckel schmeißt, denn bei den Missbrauchsverbrechen von Priestern haben wir alle mit innerkirchlichen Ursachen gerechnet, mit dem unnatürlichen Leben im Zölibat, dem Machtbewusstsein der Geistlichen durch das Amt u.s.w.. Aber weit gefehlt! Benedikt, der Zweitpapst, hat die wahre Ursache entdeckt, wo niemand sie vermutet hätte, bei den 68ern. Sepp, merkst Du, schwups ist die Kirche aus dem Schneider! Dadrauf kommst Du nur durch die päpstliche Amtsgnade. Unfehlbarkeit führt nicht

nur zu unerschütterlichen Wahrheiten, die hilft dem Papst auch auf die Sprünge, wenn es um hintergründige Erklärungen geht.

Die 68er sind mit ihrer Sexbesessenheit, so belehrt uns Benedikt, mit Unterstützung vom Teufel selber auf raffinierten Wegen hinter dem Rücken unserer Bischöfe in die Priesterseminare eingedrungen. Die 68er sollen es mit ihren Verführungskünsten fertiggebracht haben, dass sogar Bischöfe mit ihren Seminaristen Pornos geguckt haben, um durch solche Übungen die angehenden Priester gegen derartige Schweinereien zu immunisieren. Wenn das dann nicht geklappt hat, bewirkt das Missbrauchstäterei.

Bisher, Sepp, habe ich alle päpstlichen Unfehlbarkeitslehren geschluckt. Aber nach dieser Erklärung der Missbrauchsverbrechen durch Benedikt bin ich verblüfft. Mach Du mir mal klar, wieso die mitteleuropäischen 68er eine so große Zahl von Priestern von den USA über Australien bis in den Kongo zu Verbrechern machen konnten, dass unsere ganze Kirche erschüttert ist.

Sepp, lass die Hoffnung nicht sinken und verlass Dich drauf, das Lehramt findet immer eine Ausflucht!

Dein Freund

Joseph

P.S.: Der jetzige Hauptpapst Franziskus hat in seiner Erklärung des Missbrauchs auch den Teufel zur Hilfe herangezogen, von dem weiß ja jeder Christ, dass er keine Ländergrenzen respektiert. Allerdings die 68er lässt Franziskus völlig außer Acht. So ist nach lehramtlicher Entscheidung von beiden Päpsten die Kirche jedenfalls aus dem Schneider, und sie kann vor wie nach „Ein Haus voll Glorie schauet“ zu ihrem Lobpreis ertönen lassen.

\*\*\*